

# Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

**Insertionsgebühr** beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

**Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.**

## Das „große Geheimniß“.

Die halboffiziöse „Allgemeine Zeitung“, früher in Augsburg, jetzt in München erscheinend, hat hier in Berlin mehrere Mitarbeiter, die sich viel mit wirtschaftlichen Fragen und mit der Arbeiterbewegung beschäftigen. Der Arbeiterpartei sind diese Herren, unter denen sich anscheinend sogenannte praktische Staatsmänner befinden, nicht sehr gewogen und sie sind auch nicht sparsam mit gehässigen persönlichen Angriffen. Indessen bringen die Herren auch manches Interessante neben vielem albernem Zeug. So behandelt einer von ihnen in einem Artikel, betitelt „Kritische Anzeichen“, die sogenannte Ueberproduktion an Waaren resp. an Lebensmitteln, und er ist dabei, wie man sagt, theilweise auf den richtigen Trichter gekommen. Er sagt:

„Also Ueberproduktion und wieder Ueberproduktion! Es ist das alte Lied! Die vorwiegend Feldbau treibenden Länder bringen nach dieser Ansicht zuviel Nahrungsmittel und Rohstoffe, die Industrieländer zuviel Eisen, zuviel Bekleidungsstoffe etc. hervor. Und trotz der angeblichen Ueberproduktion von allen Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des bürgerlichen Lebens herrscht in einem großen Theile der Bevölkerung aller Länder der härteste Mangel! Es ist klar, daß das Eine dem Andern widerspricht. Ueberfluß an Lebensmitteln kann es nicht geben, so lange Hunderttausende hungern, Ueberfluß an Bekleidungsstoffen nicht, so lange Millionen auf dürftigste bekleidet sind. Allerdings schließt dies nicht aus, daß von manchen Artikeln mehr auf den Markt gebracht wird, als jemals selbst im günstigsten Falle verbraucht werden kann, und es unterliegt mithin keinem Zweifel, daß eine partielle Ueberproduktion recht wohl denkbar ist und in den betreffenden Industriezweigen große Unzulänglichkeiten hervorruft. Aber von einer mehr oder minder allgemeinen Ueberproduktion zu reden, hat offenbar keinen Sinn.“ — Das ist soweit durchaus richtig und wird von uns unterschrieben. Der Herr Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“ fährt dann damit fort, daß er die Ursachen dieser Erscheinung „in der unangemessenen Vertheilung der Arbeitsergebnisse“ sucht. Auch darin sind wir mit ihm völlig eins.

Nun kommt der Herr zu der Einsicht, daß eine Erhöhung der Konsumtionskraft der Volks-

\*) Wir haben diesen Artikel des Blattes bereits gestern in der Rubrik „Soziales“ zum Abdruck gebracht, doch glauben wir, bei der Wichtigkeit der in demselben berührten Punkte, noch einmal eingehender unsere Ansichten dazu äußern zu müssen. D. Red.

masse das einzige Mittel ist, der Ueberproduktion Abbruch zu thun. Auch das ist richtig. Dann aber wird es dem „praktischen Staatsmann“ schwindlig auf dem Pfade, den er betreten hat. Er möchte gern wieder zurück, allein das kann er auch nicht, ohne über seine eigenen Sätze, die er so schön und klar formulirt hat, zu stolpern. Er steht da, wie das in Schiller's Alpenjäger gejagte Reh „auf dem höchsten Zinken“, kann nicht vorwärts, nicht zurück und auch kein rettender Berggeist erscheint. Da wehllagt er:

„Nur eine Erhöhung der Konsumtionskraft unter den arbeitenden Klassen kann aber der sogenannten Ueberproduktion entgegenwirken, und eine solche Erhöhung ist unmöglich ohne die entsprechende Schmälerung der Einkommensarten, die sich aus Renten oder Unternehmer-Gewinn herschreiben.“

Ja, bester Herr, das ist verzeifelt richtig. Sind Sie vielleicht selbst Rentier?

Er giebt sich auch weiter Mühe, sich seinen Rückweg völlig zu verlegen, denn er fährt fort:

„Dauert dieser Zustand (die Ueberproduktion) fort, so muß nothwendig ein Zeitpunkt kommen, wo die Geschäfte eingeschränkt, Arbeiter in großer Zahl entlassen und die Löhne herabgesetzt werden. Dann ist die Konsumtionskraft der Arbeiter noch mehr vermindert als bisher, und die Krisis ist fertig.“

Und dann sinkt natürlich auch der Kapitalzins. Wie übel ist dann der arme praktische Staatsmann daran, wenn er Rentier ist!

Er schaut sich verzweifelt um: „Wie kann sich die Gesellschaft aus diesem Dilemma befreien?“ Der Muth, das erlösende Wort auszusprechen, das ihm auf der Zunge schwebt, fehlt ihm. Er weiß, daß wenn Wohl und Wehe der Gesellschaft von der Konsumtionskraft, resp. von dem Einkommen der Volksmassen abhängen, eine gesunde sozialpolitische Gesetzgebung dann keine zarten Rücksichten auf den Unternehmergewinn nehmen kann. Verzweifelt ruft der „praktische Staatsmann“ aus: „Der Unternehmer kann doch nicht ohne Gewinn arbeiten!“ — Gewiß nicht; er mag's also ruhig bleiben lassen, wenn's ihm nicht paßt!

Aber nun erscheint dem von dem Alpenjäger, der bösen Zukunftsbahnungen dahingeseuchten Bild der rettende Berggeist. Dieser sieht freilich nicht so aus, wie jener, den Schiller in seinem Alpenjäger geschildert hat, und dieser Geist pflegt auch im Allgemeinen nicht auf schneebedeckten Alpen sondern in den Niederungen Pommerns und der Mark zu hausen. Wie ihn der „praktische Staatsmann“ erblickt, wird er wieder verjüngt und ruft aus:

„Das große Geheimniß einer richtigen Wirtschaftspolitik scheint darin zu bestehen, daß die Arbeit

nähern und von seiner Anwesenheit in Kenntniß zu setzen, erschien ihm unmöglich. Denn schlug die Stunde, in welcher man ihm die Thür öffnete, so war der geräumige Hof schon vereinsamt und still, und nur erleuchtete, aber meist verhangene Fenster bezeichneten noch den Ort, wo Gertha in ihrer frommen, mädchenhaften Weise wirkte und dachte.

Mit einer Mischung von Bitterkeit und innerer Genugthuung schaute er dann wohl hinüber. Im Geiste sah er sie vor sich in aller Lieblichkeit, so wie er sie an Bord des Leoparden so oft mit innigstem Wohlgefallen betrachtet; er glaubte ihre süße, wohlklingende Stimme zu vernehmen, wie sie so oft, besetzt von religiöser Schwärmerei, zu ihm gesprochen, ihr kindliches Lachen, mit welchem sie es ihm lohnte, wenn er der Unterhaltung eine heitere Wendung gab, oder wenn Raft mit seiner ernstesten Miene das „Originelle“ des geringfügigsten Umstandes beschwor. Und jetzt? Er selbst war seiner Freiheit beraubt, und sie führte ein Leben, welches sich kaum von dem einer Gefangenen unterschied. Sie mochte es indessen nicht so sehr fühlen und ihre Lebensweise für angemessen den Vorschriften des Mormonenthums halten.

So dachte Weatherton, und sinnend schaute er nach den verhangenen Fenstern hinüber, bis eine tiefe Wehmuth ihn beschlich und er gewissermaßen nach männlicher Fassung ringen mußte, oder bis der rebliche Bootsmann, der ihm nicht von der Seite wich, durch irgend eine verdrückliche oder launige Bemerkung seinen trüben Ideengang unterbrach.

Am dritten Abend nach Elliot's Abreise war es, als Weatherton, wie um seinen eigenen Gedanken zu erinnern, nach der fast in der Mitte des Hofes befindlichen Plattform hinüberwandelte, unter welcher die fünf Mohave-Indianer ihr höchst einfaches Lager aufgeschlagen hatten. Mit dem Ausdruck größter Behaglichkeit und Sorglosigkeit lauerten die riesenhaften Gestalten um ein kleines Feuer, und abwechselnd nahmen sie einige Züge aus einem mit amerikanischem Tabak gefüllten Thonpfeifen, dessen Dampf sie in ihre Lungen einsogen und erst einige Minuten später wieder mit den Zeichen des

von der absoluten Oberherrschaft der Gewinninteressen zu befreien ist. Auf welchem Wege dies geschehen kann, soll hier unerörtert bleiben. Aber daran darf vielleicht erinnert werden, daß der deutsche Reichskanzler vor einiger Zeit ein Recht auf Arbeit proklamirt hat! Die kritischen Anzeichen, die in der Weltwirtschaft auftauchen, lassen die Mahnung gerechtfertigt erscheinen, dieser ersten Frage die öffentliche Aufmerksamkeit mehr und mehr zuzuwenden.“

Also dies ist das „große Geheimniß.“ Es ist im Allgemeinen so: wenn die Lage der Volksmassen gebessert, wenn ihr Einkommen erhöht werden soll, dann dürfen die Gewinninteressen in der That nicht über die Interessen der Arbeit und der Arbeiter dominiren. Aber reicht dann, um dies zu bewirken, das vom Reichskanzler proklamirte Recht auf Arbeit aus? Es ist in den höheren Regionen von diesem Recht auf Arbeit seit längerer Zeit sehr stille geworden und Niemand weiß, wie sich der Reichskanzler die praktische Durchführung des Rechts auf Arbeit vorstellt. Der „praktische Staatsmann“ weiß dies sicherlich auch nicht. Soll die Arbeit von der „absoluten Oberherrschaft der Gewinninteressen“ befreit werden, so ist doch nichts einfacher, als daß die Gesetzgebung Vorschriften erläßt, durch die aus dem Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter die heute dominierende Willkür des ersteren entfernt wird. Wenn der Unternehmer die Arbeitszeit nicht mehr nach Belieben ausdehnen und so den Einzelnen aufs äußerste ausnützen, wenn er nicht mehr durch billige Frauen- und Kinderarbeit die Löhne drücken kann, dann steigt die Nachfrage nach Arbeitskräften und mit ihr der Lohn. Damit wäre auch die Konsumtionskraft der Massen gesteigert und es wäre ein wichtiger Schritt zur Besserung der Lage des Volkes geschehen. Die Unternehmergewinne würden darunter vielleicht leiden und so mancher brave Aktionär könnte am Jahreschlusse seine Dividende sinken sehen. Aber das wäre kein nationales Unglück. Ein Land mit niedrigeren Unternehmergewinnen und erhöhter Konsumtionsfähigkeit der Massen ist sicherlich besser daran, als ein anderes, in dem das ungelehrte Verhältnis besteht.

Vielleicht ist der „praktische Staatsmann“ der „Allgemeinen Zeitung“ so vernünftig, auch dies zuzugeben.

## Politische Uebersicht.

Das für den Wiederzusammentritt des Reichstags schon Bestimmungen getroffen seien, wie das von verschiedenen Seiten behauptet worden ist, wird jetzt offiziös demittirt. Die „D. Pol. Nachr.“ versichern daß an maßgebender Stelle hiervon noch nichts bekannt sei. Ebenso verhalte es sich mit den Mittheilungen über den Beginn der neuen Legislaturperiode

höchsten Genusses durch die Nase in dichten Wolken von sich bliesen.

Theilnahmslos blickte er auf dieselben hin; als sie ihm aber ihre gräßlich bemalten, jedoch freundlichen Gesichter zulehnten und ihn zutraulich begrüßten, da war ihm, als hätten sie sein besonderes Wohlwollen wahrgenommen, und mit weit mehr als gewöhnlichem Interesse betrachtete er die harmlose Weise, in welcher sich die stattlichen Krieger, dergleichen er bisher noch nicht kennen gelernt, unter einander bewegten.

Dieselben schienen, nach ihren Begriffen von Wohlstand und Reichthum, sich eines ungewöhnlichen Ueberflusses zu erfreuen, denn außerdem, daß sie keinen Mangel an Nahrungsmitteln litten, welche ihren Reigungen entsprachen, waren sie auch von den schlaun berechnenden Mormonen jeder mit zwei farbigen wollenen Decken, einem Beutelchen mit weißen Porzellanperlen und einigen Blöden schweren, gepreßten Tabaks beschenkt worden. Für diese, in so großartigem Maßstabe ausgeübte Gastfreundschaft wurde von ihnen weiter nichts verlangt, als sich gelegentlich im Jordan taufen zu lassen, eine Aufgabe, welche Leuten, die einen Theil ihres Lebens schwimmend in den Fluthen des Kolorado verbrachten, gerade nicht schwer fallen konnte.

Auf Raft, nach dessen eigenen vielfachen Erfahrungen körperliche Kräfte eine ganz besondere Bevorzugung waren und deshalb einen hohen Grad von Achtung verdienten, machten die prächtig gebauten Krieger einen nicht weniger als ungünstigen Eindruck, denn nachdem er sie eine Weile aufmerksam mit dem Blick eines Kenners geprüft, bemerkte er sehr entschieden, daß es Gestalten wären, wie er deren noch nicht viel in seinem Leben gefunden. „Nur etwas zu lang gebaut für die hohe See,“ schloß er wohlgefällig seine Betrachtungen; „lange Fahrzeuge schlingern zu sehr. Aber seht, Dickie, dort den Burschen, raucht er nicht wie der Leopard, wenn der Dampf abgelassen wird? s'ist originell! Bei Gott! möchte wissen, wo er die ganze Wölle auf einmal hingestaut gehabt hat.“

Indem er so sprach, wies er mit dem Finger auf Tretaba. Dieser, in der Meinung, Raft wolle ebenfalls einige Züge thun, stand sogleich auf und reichte ihm das

## Feuilleton.

### Das Mormonenmädchen.

Amerikanische Erzählung

von  
Waldwin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Allein daß dort Jemand, der sich ihretwegen in Gefahr begeben, ihren Blicken entzogen wurde, dessen sie, seit die Nachricht vom Tode ihrer Schwester sie erreichte, mehr als jemals gedacht, und dessen Bild immer häufiger in ihrer Erinnerung als ein freundlicher Lichtpunkt auftauchte, das durfte das konnte sie nicht im entferntesten ahnen; es lag zu weit außer aller menschlichen Berechnung.

Seit Elliot in Jansen's und Reynolds' Gesellschaft die Reise nach dem Norden unternommen hatte, schien indessen eine Wüderung in der Ausübung der strengen Pflichten eingetreten zu sein. Denn obgleich noch immer die Dunkelheit abgewartet wurde, ehe man Weatherton und Raft die Thür öffnete, so folgten ihnen die Wachen doch nicht mehr auf Schritt und Tritt nach, und auf ihr Wort hin, das Innere des Forts nicht verlassen zu wollen, stellte man ihnen sogar anheim, sich nach Willkür auf dem Hofe zu ergehen, oder, sich an irgend einem geeigneten Platze lagernd, die frische Abendluft nach Herzenslust zu genießen.

Ob diese Art von Behandlung mit Wissen und Willen des Kommandanten beobachtet wurde, oder ob sie gerade eine Folge von dessen Abwesenheit war, vermochte Weatherton nicht zu entscheiden. Er gab sich auch nicht die Mühe, dies zu ergründen, sondern nahm mit Freuden entgegen, was man ihm bot, ohne zu fragen, von wem es komme. War es doch an und für sich schon eine Ungerechtigkeit, eine unverzeihliche Verletzung der heiligsten Menschenrechte, ihn auf einen bloßen Verdacht hin seiner Freiheit zu berauben.

Von Gertha Jansen wußte er nur so viel, daß auch sie das Fort nicht verlassen habe. Sich ihr aber zu

des preussischen Landtages. Auch in dieser Beziehung seien seinerlei definitive Dispositionen getroffen.

Der Berliner Korrespondent der „Eberfelder Ztg.“ ist in der That, so was man einen „guten Keil“ nennt. Er schreibt nämlich an das genannte Blatt: „Zur Feier von Kasse's Todestag hatten zahlreiche Arbeitervereinigungen einen Ausflug nach Köpenick unternommen. Dergleichen Unternehmungen pflegen in Berlin in musterhafter Ordnung zu stehen, wie denn der Berliner Arbeiter im Allgemeinen das Zeugniß verdient, daß er sich bei seinen Sonntagsvergnügungen von Ausschreitungen fernhält.“ — Diese Notiz ist recht brav von dem Herrn Korrespondenten, denn sie beruht auf Wahrheit. Schlimm ist nur, daß man die Menschen erst ausdrücklich dafür loben muß, daß sie die Wahrheit sagen. — Dann aber paßt dem geehrten Herrn wieder einmal ein recht schnurriges Mißverständnis. Er schreibt: „Wegen unserer kürzlich gemachten Bemerkungen über die unerfreulichen Vorgänge in der Berliner Arbeiterpartei ist das Blatt („Vollst.“) übrigens sehr schlecht auf Ihre Korrespondenten zu sprechen. Mit demselben Gleichmut, mit dem er sein Urtheil recht oft mit einer leidlich guten Zensur in dem Arbeiterblatt wiedergegeben fand, wird er es hinnehmen, wenn es ihn jetzt unerfahren und boshaft nennt, weil er gesagt hat, daß die Führung der Sozialdemokratie die Massen an einer schrittweisen Verbesserung ihrer Lage kein Interesse gewinnen lassen wolle.“ — Den von uns hier geperrt gedruckten Satz aber hat die Redaktion der „Eberfelder Zeitung“ in der betreffenden Korrespondenz einfach gestrichen, weil sie wußte, daß derselbe auf Unwahrheit beruht. Der Satz also, um es ganz deutlich zu machen, auf den sich der Herr Korrespondent hier bezieht, hat garnicht in der „Eberfelder Zeitung“ gestanden! Die Münchener „Allgemeine Zeitung“ aber, an welche die nämliche Korrespondenz, wie an die „Eberfelderin“ von dem nämlichen Korrespondenten gesandt worden war, hat den Satz stehen lassen! Dem Korrespondenten ist also augenscheinlich das Malheur passiert, daß er diesmal die Kouerte an die beiden genannten Zeitungen verwechselt hat.

Zu den Diätenprozessen. Diejenigen deutsch-freiwil-ligen Abgeordneten, denen bis jetzt eine Klage des preussischen Hofes zugestellt worden ist, haben einfach in Abrede gestellt, daß sie „Parteidiäten“ erhalten haben. Uns scheint hier eine fortschrittliche Wortklaubeerei vorzuliegen, denn der fortschrittliche Diätenfonds ist doch keine Chimäre und so schlecht ist der Hülfsbund keine Helfershelfer gewiß auch nicht unterrichtet worden, als daß er bei den Deutsch-Freiwil-ligen immer Fehlschlüsse thun sollte. Wir glauben also, daß das Verfahren der Herren von der deutsch-freiwil-ligen Partei nur dazu dienen soll, einer prinzipiellen Entscheidung vollständig aus dem Wege zu gehen. Dasselbe wird aber doch getroffen werden, da die verklagten Abgeordneten der Arbeiterpartei nicht gewillt sind, mit allerlei Ausreden durch ein Hinterbüchlein zu entweichen, sondern einfach den Thatbestand zugeben werden. Nach einer prinzipiellen Entscheidung ist auch der Reichstag erst im Stande, Stellung zu der Frage zu nehmen.

Zu unserer Kolonialpolitik. Welchen Unfug die Ham-burger Großkaufleute mit unseren neuverworbenen Reichsgenossen, selbst mit den Häuptlingen derselben treiben, geht aus folgen-der Mittheilung hervor: Herr Woermann hat für den Reger-könig Dido in einer Altonaer Neussilberwaarenfabrik ein Scepter anfertigen lassen. Dasselbe ist ein langer Stab aus farblosem Glase (man denke!), dessen Spitze mit einem Beschlag aus Neussilber versehen ist. Das obere Ende trägt einen gleichfalls neussilbernen Anlauf mit dem eingravirten Namen des Königs. Das ganze soll die größte Aehnlichkeit mit den Stäben haben, wie sie die Regimentstambours tragen, was in-dessen vermuthlich nicht hindern wird, daß Sr. Maj. Herr Dido von den anderen Häuptlingen im Kamerungebiet höchlichst beneidet werden wird. Wenn wir nicht irren, ist der König Dido derselbe, welchem die Firma Woermann seinerzeit einen lakirten Hut nach Art derjenigen der Berliner Drochsenkutschler als bes-sondres werthvolles Geschenk verehrt hat. — Daburich sollen die Leute wohl jüdisch und exportfähig gemacht werden? Da hätte man ihnen besser ihre Natürllichkeit lassen sollen. Schnaps und alter Klederplunder sind keine geeigneten Zivilisatoren.

Betreffs der Gefährdung von Schießpulver-Trans-porten unter militärischer Begleitung bestehen in den ver-schiedenen Bundesstaaten verschiedene Strafbestimmungen. Die preussische Regierung will nun beim Bundesrathe an der Hand eines früheren Beschlusses des letzteren gleichmäßige Strafvor-schriften beantragen. Es soll den Begleitern militärischer Pulvertransporte obliegen, ihrerseits alle Gefahren von dem Transporte fernzuhalten; sie sollen alle begegnenden Personen, Wagen, Schiffe, Reiter oder Fußgänger zu langsamem Vor-beispassiren, zum Ausweichen, zum Unterlassen von Tabak-rauchen, zum Auslöschen von Feuer u. auffordern und die Befugniß haben, dieser Aufforderung nöthigenfalls durch Zwangsmittel Folge zu verschaffen. Personen, welche sich der Aufforderung nicht fügen, sollen, abgesehen von etwa einge-tretenem Zwange, mit Geldstrafe bis zu 30 M. oder verhältniß-mäßiger Haft bestraft werden.

gerade in seinen Händen befindliche Pfeisken dar, wobei er mehrere Male mit einladender Geberde die Worte „Ahoika“ und „gut“ wiederholte.

Raft, sonst gewohnt, seinen Mitmenschen über den Kopf wegzusehen, war förmlich erstaunt, als er plötzlich einen Indianer vor sich sah, der ihn noch um ein Beträchtliches überragte. Er redete sich aus und brückte seine Schultern zurück, aber Alles vergeblich; Iretcha war und blieb größer, und halb aus Aerger, halb aus Achtung nahm er die Pfeife und schob sie zwischen seine Zähne, wie um sie nicht eher zurückzugeben, als bis sie ausgebrannt sei. Es wäre auch wohl nicht anders gekommen, wenn Iretcha ihm dieselbe nicht durch Zeichen wieder abgefordert und sie demnächst Weatherton gereicht hätte.

„Bitt' um Verzeihung, Didi,“ sagte Raft, als er bemerkte, daß dieser, dem Indianer zu Gefallen, gleichfalls einige Züge rauchte, denn er glaubte durch seinen Vortritt bei der Ceremonie einen argen Verstoß gegen die gewöhnliche Schiffsordnung begangen zu haben. „Diese unwillkürlichen Menschen wissen nichts von Rang oder Disziplin. Goddam! Denke, es soll so 'ne Art Friedenspfeife sein, meinen's gewiß gut, das ist originell!“

„Raft, Mr. Raft! Ihr hier?!“ ertönte plötzlich eine freundliche, sanfte Stimme, aber mit dem Ausdruck freudigen Erstaunens und banger Erwartung, aus der Dunkelheit zu dem alten Bootsmann herüber, und gleichzeitig trat Hetha Jansen, ein Körbchen mit Speisen tragend, zu den Indianern ans Feuer.

Raft stand nämlich so, daß er mit seinem Körper Weatherton ganz verdeckte, Hetha diesen also nicht sogleich bemerken konnte. In dem tiefen Schatten würde sie auch schwerlich den Bootsmann so schnell erkannt haben, wenn dieselben eigenthümliche Redeweise ihn nicht schon von weitem verrathen hätte.

„Ja, hier, Miß Jansen,“ antwortete Raft ohne die geringste Ueberraschung, denn er war ja schon längst darauf vorbereitet, dem jungen Mädchen in nächster Zeit auf die eine oder die andere Art zu begegnen, „aber nicht allein,“ fuhr er fort, einen Schritt zurücktretend und auf Weatherton weisend; „S war 'ne harte Lagd, Miß Jansen, aber hier

In Bezug auf die Ausführungsbestimmungen zum Bührensteuergesetz wird der „Nat. Ztg.“ geschrieben: Dem Mitgliedern des Bundesraths sind durch das Reichschancamt neue Zusammenstellungen dieser Bestimmungen, über welche die Ausschüsse für Hölle und Steuerwesen und für Handel und Verkehr zu berathen haben werden, zugegangen und es wird angenommen, daß diese Fassung die Zustimmung der Ausschüsse und später des Plenums finden werde. Die Ausführungsbestimmungen haben große Schwierigkeiten gemacht. Man ist dabei vielfach auf erhebliche Lücken in dem Gesetze selbst gestossen und hat Anlaß gehabt, zu bedauern, daß im Reichstage Anträge von sachkundiger Seite nicht die Mehrheit finden konnten. Die anfänglich hier im Reichschancamt aufgestellten Vorschläge waren den Regierungen zugegangen und von diesen mit mancherlei Abänderungen zurückgekommen. Unter Benutzung derselben ist die neue Zusammenstellung vorgenommen worden.

In Stettin hat sich zwischen den Kommunalbehörden und der Regierung ein Konflikt entsponnen, der großes Aufsehen erregt. Die Stadtväter hatten im Einverständnis resp. nach Vorlage des Magistrats beschloffen, an einer Straße von der Stadt nach einem Vororte Köhren legen zu lassen und da dies Vorhaben nicht anders auszuführen war, so sollten die an der Straße stehenden Bäume beseitigt werden. Hiergegen protestirte die Regierung unter dem Hinweis, daß die Bäume der Stadt zur Verschönerung dienen und daß sie deshalb deren Beseitigung nicht dulden werde. Und als die Kommunalbehörden trotz dieses Verbots die Beseitigung der Bäume in Angriff nehmen ließen, wurden die Arbeiter polizeilich inibirt. Die Stadtverwaltung hat nun den Beschwerdeweg betreten. Die „Nat. Ztg.“ meint zu dieser Angelegenheit:

„So lange nicht der offensbare Beweis des Gegentheils vorliegt, wir man unbedingt anzunehmen haben, daß der Magistrat und die Stadtverordneten einer großen und intelligenten Stadt für die Gesundheit und die Schönheit ihrer Straßen mindestens so viel Verständnis und Interesse haben, als ein Regierungspräsident, der vor ein paar Jahren in Posen fungirte, es jetzt in Stettin thut und in einigen Jahren vielleicht in Königsberg oder Koblenz wirken wird. Im vorliegenden Falle ist aber nicht der geringste Anhalt dafür, daß die städtischen Behörden irgend eine gebotene Rücksicht außer Acht gelassen hätten, auch nur behauptet worden. In der Stadtgegend, welcher der Regierungspräsident eventuell eine Anzahl Bäume erhalten will, giebt es zahlreiche große Gärten und andere Anlagen; die Stadtverordneten-Versammlung hat sich einstimmig, inklusive einer der Berliner „Bürgerpartei“ ähnlichen kommunalen Opposition, auf die Seite des Magistrats gestellt. Danach kann man auch ohne nähere Kenntniß der lokalen Verhältnisse überzeugt sein, daß der Eingriff in die Selbsterwaltung auf die Tendenz des bureaukratischen Besserwissens und Bevormundens zurückzuführen ist, wie sie sich noch in jeder Periode „konservativer“ Reaktion in Preußen geltend gemacht hat. Darum ist die Angelegenheit belehrend für die Wähler im ganzen Lande.“

Die „Danz. Ztg.“ erinnert daran, daß der neueste Stettiner Fall nicht vereinzelt dasteht. Von der Freundlichkeit, mit der seit einiger Zeit die Rechte der Kommunen behandelt werden, weiß Stettin selbst manches Lied zu singen.

Als die Stadtverordnetenversammlung vor einigen Monaten eine Petition an den Reichstag gegen die Getreidezölle beschließen wollte, wurde ihr das belanntlich verboten. Wie in den Stettiner Verhandlungen durch den Referenten Dr. Dohrn mitgetheilt wurde, hat der Regierungspräsident Wegner unter dem 17. März d. J. den Magistrat von Stettin sogar aufgefodert, auf die Zeitschrift: „Die Arbeiterverforgung“, zu abonniren, da in geeigneten Fällen in seinen Verfügungen auf Artikel dieser Zeitung hingewiesen werden würde. Der Regierungspräsident ersuchte den Magistrat, binnen 14 Tagen anzuzeigen, ob diese Zeitung gehalten wird, sofern noch nicht, sei für das Abonnement unterweilts Sorge zu tragen. Der Magistrat lehnte es ab, dieser Forderung nachzukommen. Vollständig zutreffend hob Dr. Dohrn hervor, daß die Magistratsräthe dann auch dazu gelangen können, auf Befehl etwa den „Reichsboten“ und ähnliche Blätter zu halten, weil der Regierungspräsident sich gelegentlich auf die darin enthaltenen Ansichten berufen könne.

An solchen Vorgängen sieht man recht deutlich, wie es jetzt mit der Selbstverwaltung in Preußen bestellt ist.

In Eberfeld fand am Sonntag und zwar im Viktoria-Theater eine öffentliche Versammlung statt, welche von der demokratischen Partei einberufen worden war. Der Redakteur der „Rheinisch-Westfälischen Blätter“, Herr Gille, hielt einen Vortrag über „Die Demokratie und die soziale Frage“. Nach Schluß des Vortrages gelangte eine zu Gunsten der Ansichten des Referenten gestellte Resolution zur Abstimmung. Dieselbe wurde indeß abgelehnt während eine aus der Mitte der Versammlung in Vorschlag gebrachte, nach welcher sich die Anwesenden verpflichten „auch ferner treu zur sozialdemokratischen Partei zu stehen“, mit großer Mehrheit zur Annahme gelangte.

sind wir, jedoch leider so fest und unbeweglich, wie 'n leedes Fahrzeug im Drydock.“

Was der ehrliche Raft noch sprach, nachdem er vor Weatherton fortgetreten war, vernahm Hetha nicht mehr. Bleich und zitternd stand sie da, das Körbchen drohte ihren Händen zu entfallen, die Füße ihr den Dienst zu versagen, und so starrte sie Weatherton an, als sei es ihr nicht möglich, an die Wahrheit dessen zu glauben, was doch im nächsten Bereich ihres Fassungsvermögens lag.

Auch Weatherton fand längere Zeit hindurch keine Worte, doch weniger über das plötzliche Zusammentreffen, als weil sein scharfer Blick sogleich die große Veränderung in Hetha's äußerer Erscheinung entdeckte.

Da waren zwar dieselben großen, blauen, redlichen Augen, aber nicht mehr belebt von dem schwärmerischen Feuer, wie sie ihm in seinen Träumen beständig vorschwebten; da war derselbe rothe Mund, die schwellenden Lippen und die jugendlich vollen Wangen, aber Alles doch nicht mehr so wie früher, wie erst vor wenigen Monaten. In jedem Zug ihres engelgleichen Antlitzes, in jedem Blick ihrer schönen Augen prägten sich jetzt herber Schmerz und tiefe Seelenleiden aus. Was aber ihrer ganzen Erscheinung einen unbeschreiblich rührenden Ausdruck verlieh, das war die fromme Ergebung, die auf ihrer reinen Stirn thronte und sich in ihrem ganzen Wesen, in der Kleinsten ihrer Bewegungen so unverkennbar aussprach.

Was Weatherton sich so oft fest vorgenommen, ihr auf jede Gefahr hin mitzutheilen, in diesem Augenblick hatte er es vergessen. Ihm entging Alles, was in seiner Umgebung stattand; ihm entging sogar, daß Rairul, der Rohaves-häuptling, in der Meinung, Hetha erblicke einen Feind vor sich, empor sprang und, seine kurze Keule ergreifend, sich neben das junge Mädchen hinstellte. Er hatte nur Augen für das Wehmuth erzeugende Bild vor sich, und ihm war, als hätte das Herz in seiner Brust zerfpringen mögen.

„Hetha, Miß Hetha,“ sagte er endlich näher tretend und dem jungen Mädchen die Hand entgegenreichend, „wie muß ich Euch wiedersehen?“

Da brach die Erstarrung, in welcher sich Hetha seit

In Danzig erhielten auch einzelne Personen aus nicht-polnischen Theilen Ostlands Ausweisungsbere. Wie die „Danz. Ztg.“ aus gut unterrichteter Quelle erfahren haben will, würde in Bezug auf diese wahrscheinlich die Ausweisung zurück-genommen werden, da sich die Maßregel nur gegen das pol-nische Element richtete. Es solle bereits an die zuständige Stelle berichtet und nach einer vorläufigen Rundgebung die Aufhebung der Ausweisung in den erwähnten Fällen täglich zu erwarten sein.

### Dänemark.

Daß unsere Nachbarstaaten nicht gut auf die in Deutsch-land besetzte Politik zu sprechen sind, ist eine Thatsache, der sich Niemand mehr verschließen kann. Frankreich, Spanien, Italien, Holland und Belgien sowie Dänemark, alle blicken mit einem gewissen Mißtrauen auf das, was von Seiten Deutsch-lands in politischer Beziehung unternommen wird. Und son-derliche Freundschaft ist trotz allem Jubel der offiziösen Presse mit Rußland und Oesterreich auch nicht vorhanden. So ist es denn erklärlich, daß auch die Bewegungen der deutschen Kriegs-schiffe mit Argusaugen verfolgt werden und daß man in jedem Unbekannten, der von den Schiffen gelandet wird, einen Spion zu erblicken vermeint. Die dänischen Blätter geben ihre Bes-werdenung darüber kund, daß in diesem Sommer die deutschen Kriegsschiffe mit ganz besonderer Vorliebe die dänischen Gewässer zu ihren Fahrten und Uebungen gewählt haben. Fast alle ministeriellen Blätter registriren diese Besuche unter Hin-zufügung mißtrauischer Bemerkungen, ja, die o'fiziöse „Nat.-Ztg.“, die ihrem Haffe gegen Deutschland bei allen Gelegen-heiten Lust macht, ging sogar so weit zu behaupten, daß die-selben nur unternommen seien, um die geeigneten Punkte an der Küste von Seeland kennen zu lernen, wo seiner Zeit eine deutsche Armee am bequemsten landen könne. Das Blatt ließ sich denn auch, wie man der „Danz. Ztg.“ schreibt, fortgesetzt über alle Bewegungen der deutschen Kriegsschiffe in den dänischen Gewässern und über deren Aufenthalt in den Häfen und Buchten sofort Mittheilungen machen; um gleichzeitig daraus für die Cetrup'schen Landes-verteidigungspläne Kapital zu schlagen, (das ist auch jedenfalls nur des Pudels Kern), wies sie dann stets auf die verdächtige Aufdringlichkeit der Deutschen hin. Trozdem die deutschen Kriegsschiffe in den dänischen Häfen und unter den Küsten mit Argusaugen überwacht wurden, so konnte doch bisher nichts anderes konstatiert werden, als daß dieselben Tiefenmessungen vornehmen. Endlich aber kann die „Nat.-Ztg.“ triumphirend melden, daß die Deutschen auf der Espionage ertrappi sind und daß somit ihr Mißtrauen vollständig begründet war. Nachdem sie vorgestern eine Notiz der „Slogesposten“ reproduziert hatte, nach welcher ein deutscher Marineoffizier auf der Insel Agerö im großen Belt (auf dieser Insel soll nach dem Vertei-digungsplan ein stark besetzter Kriegshafen angelegt werden) gelandet sei, sich die Insel und das Uferfeuer besesehen habe und dann wieder an Bord eines Kutters gegangen sei, der im Frachtwasser untergebrückt und Tiefenmessungen vorgenommen habe, brachte die „Nat.-Ztg.“ gestern Abend unter der fetten Ueberschrift: „Deutsche Espione im Agerö'sund“ folgende „nähere Aufklärungen“ über diese Angelegenheit von einem ihrer Korrespondenten:

„Am Sonntag Vormittag ging der deutsche Marinekutter „Lust“ von Süden her kommend in den Agerö'sund hinein, schlug Fock und Klüver hoch und sandte einen Mann ans Land, der in den Hafen hineinruberte und zum Dorfe hinaufging. Einige Fischer, welche den Kutter an der Küste gesehen, redeten den Mann an, der aus Stettin zu sein und Eier und Butter laufen zu wollen vorgab, thatsächlich hat er aber irgendwo bei den Bewohnern nach Provisoren gefragt, sondern ist auf das Feld ge-gangen. Er ist auf mehreren der höchsten Punkte und auch bei einem der Seezeichen gewesen, welche die Offiziere des (Ranonens-bootes) „Marstrand“ hier auf der Insel errichtet haben. Nach-dem er seine Runde gemacht und wieder die Zolle bestiegen hatte, schleppte der Kutter dieselbe bis nach Stigsnäs hinüber; hier gingen zwei Mann in die Jolle, von denen einer ans Land ging, während der andere eine halbe Stunde in der Nähe der Küste hin und her ruberte. Dann kam der Mann vom Lande zurück und die Zolle brachte ihn wieder an Bord, worauf jene an dem Jollenbaum aufgehängt wurde. „Lust“ freugte mit vollen Segeln nordwestwärts aus dem Sund hinaus und südwärts um Sprogö (eine mitten im großen Belt belegene Insel). Der betreffende Herr, sagt der Korrespondent hinzu, welcher aus Agerö ans Land ging, war als Gemeiner ge-kleidet, aber sein Zeug war ganz neu, das Rückenband prangte mit „Lust“ in großen und neuen Buchstaben, und auf dem einen Finger trug er einen schweren goldenen Ring; die Hände, klein und weiß, waren keine Wa-trosenhände. Er frug nach der Tiefe des Hafens und wie weit westwärts hinaus drei Klafter Wasser seien, was erle-nen läßt, daß es kein Gemeiner war. Der Chef des „Lust“, der Kapitän in der deutschen Marine ist, erlaubt wohl kaum einem Manne von der Besatzung des Vergnügens wegen das Schiff während zwei Stunden zu verlassen, um auf Agerö's Landluft zu schöpfen, während das Schiff mit gebackten Segeln liegt und auf ihn wartet.“ — Soweit der Bericht über diese

Weatherton's erstem Anblick befanden; ihre Züge nahmen einen noch milderen, weicheren Ausdruck an, bittere Thränen entquollen ihren Augen, und indem sie mit der linken Hand dem nunmehr wieder beruhigten Rohave das Körbchen übergab, legte sie ihre rechte in die dargebotene Weatherton's.

„Meine Schwester ist todt,“ sagte sie leise schluchzend, als habe sie gefühlt, daß in diesen Worten die ganze Er-klärung liege, welche Weatherton von ihr wünschte.

„Ich ahnte, ich wußte, theure Miß Hetha, daß Ihr nicht Alles so finden würdet, wie Ihr nach Dem, was man Euch über eure neue Heimath berichtete, zu hoffen berechtigt waret,“ entgegnete Weatherton, mit Gewalt seine Rührung zurückdrängend.

„Ihr wußtet es?“ fragte Hetha mit einem leisen Bornwurf im Ton ihrer Stimme; „Ihr wußtet es und habt mich nicht darauf vorbereitet? O, es war ein schred-liches Willkommen, welches mir bei meiner Ankunft geboten wurde!“

Hier hufete Raft heftig, und indem er sich abwendete, fuhr er großend mit dem Kermel seiner zerrissenen Tobe-rjacke über seine Augen, während die Rohaves, als hätten sie Hetha's Schmerz verstanden, mittheilig zu ihr, empor-schauten und die für sie bestimmten Speisen unangerührt zwischen sich stehen ließen.

„Verkennt mich und meine redlichen Absichten nicht, Miß Hetha,“ antwortete Weatherton, die gebrochene Gestalt des jungen Mädchens mit dem innigen Rilleisen betrachtend; „von allen Menschen der Erde wäret ihr die Letzte, die ich auch nur in Gedanken zu betrügen oder gar zu täuschen vermöchte. Glaubt mir, seit jenem mir unergieblichen Abend an Bord des Leoparden habe ich Alles, was in meinen Kräften lag, aufgegeben, Euch wieder zu bezaugen. Wohin ich aber meine Schritte lenkte, zu welchen Mitteln ich meine Zuflucht nahm, überall stieß ich auf unübersteigliche Hindernisse, bis ich endlich den letzten Ausweg wählte und mich entschloß, Euch am Saalksee aufzusuchen.“

„Reinetwegen habt Ihr die Reise hieher unternommen?“ fragte Hetha, und eine seltsame Ueberraschung leuchtete aus ihren umflorten Augen, „o, es ist nicht anzunehmen; wäre

## Lokales.

Das Einziehungsamt des Magistrats ist eine der verhassten und unbeliebtesten städtischen Behörden. Das Steuernzahnen ist nun einmal nicht Jedermanns Passion und wenn auch ein Jeder die Nothwendigkeit dieses Uebels erkennt und sich auch Niemand weigern kann und will, dieser doch die Pflicht eines guten Staats- und Stadtbürgers Genüge zu leisten, gern geschieht es sicher nicht und der „Verappungsmoment“ wird so lange als möglich hinausgeschoben, in den meisten Fällen allerdings weniger aus Unlust, als aus Unwissenheit und es erwächst dem Einziehungsamte hieraus eine gewaltige Arbeitslast. Ist die Stadt Berlin einem riesigen Dienenhorde vergleichbar, so ist das Einziehungsamt der Königl. Hof- und die einzelnen Steuer-Annahmestellen die Honigwaaben; geschäftig schwärmen hier die Bienen ein und aus und tragen die oft mit bitteren Thränen vermischte Süßigkeit der Steuern zusammen. Um seinen Schutzbefohlenen das Versehen der Abgaben möglichst bequem zu machen, sendet der Magistrat in städtischer Fürsorge seine Boten, um die Steuern einzulassen und das Publikum ist bereits so an den „Steuermann“ gewöhnt, daß es sich vollständig auf ihn verläßt und gewöhnlich mit dem Steuernzahnen so lange wartet, bis der „Steuermann“ kommt und die Steuern abholt. Trozdem die Vollziehungsbeamten eigentlich Dank verdienen, sind sie doch meist höchst unwillkommene Erscheinungen und sind häufig sehr verschlossene Thüren, sobald ihr Kommen bemerkt worden ist. Weiß man doch, daß der „Steuermann“ in einigen Wochen wieder kommt und bis dahin, nun — Zeit gewonnen, viel gewonnen! Wie jedes Ding aber zwei Seiten hat, so ist es auch hier. Findet der „Steuermann“ eine verschlossene Wohnung, so geht er ruhig wieder fort und Niemand, wenigstens nicht der betreffende Steuerzahler, weiß, daß der „Steuermann“ da war. In dem guten Glauben, daß der Vollziehungsbeamte des Magistrats die fälligen Steuern schon holen werde, unterläßt der Betreffende das Zahlen der Steuern an anderer Stelle, bis er plötzlich durch einen Mahnzettel überrascht wird, wofür er extra 20 Pf. entrichten muß, lediglich in Folge seiner Unachtsamkeit. Trifft aber der den Mahnzettel überbringende Beamte zufällig wiederum Niemand an, so wird der Mahnzettel einfach durch die Thürspalte gesteckt, in der Voraussetzung, daß auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege das bekannte *„Mahnzettel“* des Magistrats an seine Adresse gelangen werde. Wie leicht geräth aber auf diese Weise das indiskrete Dokument in unrechte Hände oder geht ganz und gar verloren, so muß wiederum keine sichtbare Spur von dem Dagekommen des Steuerzahners zurückbleibt und der auf ihn wartende Steuerzahler eines schönen Tages durch den Exkulator überrascht wird, wodurch ihm wiederum bedeutende Mehrkosten erwachsen, denn, wie der Mahnzettel bezeugt, sind nach Empfang desselben die Steuern binnen drei Tagen zu entrichten, widrigenfalls unverzüglich zur Pfändung geschritten werden wird. Man erfährt hieraus, daß man selbst bei dem besten Willen, seine Abgaben zu zahlen, den Exkulator ins Haus bekommen kann. Daß hierdurch dem Einziehungsamte des Magistrats viel unnütze Arbeit und dem Publikum viel unnötige Kosten verursacht werden, ist klar und es wäre nur im Interesse beider, wenn ein Einziehungsmodus geschaffen würde, welcher alle Unzulänglichkeiten ausschließt.

Der Begriff des Vergnügens ist bei dem Berliner und mehr noch bei der Berlinerin schwer festzustellen, aber mit allen Gemohnheiten hängt er so untrennbar zusammen, daß auch die denkbar größten Widerwärtigkeiten den Berliner nicht in seiner guten Laune stören können. Als sich in den letzten Tagen der gewaltige Menschenstrom wieder wie alljährlich nach der Stralauer Kirchweide wälzte, wurde an dem Theile des Platzes, der zu beiden Seiten mit Säunen abgegrenzt ist, die Menge oftmals so eng, daß ein geradezu lebensgefährliches Vorgehen entstand, und es war kein Wunder, daß ein Häuflein von drei oder vier kleinen Kindern plötzlich von seiner Begleitung fortgerissen wurde und in dem dahinstürmenden Menschenstrom ein entsetzliches Jammergefähr anstimmte. Ein Mann von herkulischer Figur hob eins nach dem anderen von den Kleinen auf und langte sie über den hohen Städteten-Baum, wo ein anderer Mann sie in Empfang nahm und niederlegte, um sie wenigstens aus dem gefährlichen Drängen der Straße zu retten. Ein dieses Frauchen, die in dem Gedränge ganz in Schweiß aufzugehen schien, hat nun den starken Mann, die *„Gegenspur der Ueberhebung“* doch auch mit ihr vorzunehmen. Der starke stuzte zwar einen Augenblick, strich dann seinen Schweißbart, ein Griff, ein Kuck und die kleine dicke Frau besand sich zwar jenseits des Städteten-Baums, aber noch nicht ganz auf dem Boden und zwar in Folge einer Verwidelung, die zwischen den Städteten und ihren Kleidern entstanden war, und die erst nach längerer Mühe beigelegt werden konnte. Man muß einen gewissen Theil des Stralauer-Fischzugs-Publikums kennen, um zu begreifen, daß nun die Versuche, weibliche

es dennoch war, dann möge Gott Euch diesen Beweis aufrichtiger Freundschaft lohnen. Ich werde mich fortan, auch wenn Tausende von Meilen zwischen uns liegen, nicht mehr so verlassen und einsam fühlen, wie ich es seit meiner Ankunft hier, trotz des freundlichen Entgegenkommens einzelner Menschen, gethan. Glaub mir, wenn mich in diesem Augenblick etwas zu trösten und aufzurichten vermag, so ist es der untrügliche Beweis Eurer warmen Theilnahme.“

Adem Hertha so sprach und mit edler Einfachheit ihre Gefühle rückhaltlos offenbarte, zeigte sich die ganze Reinheit des Gemüths und das feste Vertrauen, daß sie von Weatherton verstanden werde und er ihre Denkungsweise nur billige. Weatherton dagegen erfüllte ein stilles Entzücken, als er Hertha mit so viel Wärme zu sich sprechen hörte, und fast unbewußt nahm er ihre Hand, die sie ihm wieder entgegen hatte, zwischen seine beiden, was sie auch ruhig gelassen ließ.

„Warum soll ich es leugnen,“ begann er, „daß ich die Reise nur unternahm, um Euch wiederzusehen? Und jetzt, da ich wieder vor Euch stehe, kann ich nur mit Euch trauern und Euch meine Dienste, im Fall Ihr derselben jemals bedürfen solltet, anbieten.“

„Habt Dank für Euren Edelmut,“ entgegnete Hertha ergriffen, so treuzerzig zu Weatherton emporschauend, als habe sie ihn schon seit langen Jahren gekannt und auf dem vertrauesten Fuße mit ihm gestanden. „Wenn Ihr nicht vor der gefährlichen Reise zurückschrecktet, um einem bedauernswerthen, alleinstehenden Mädchen freundlichen Trost zu bringen, dann werdet Ihr gewiß nicht weniger gern bereit sein, zur Erfüllung desjenigen Wunsches beizutragen, der mir in diesem Augenblick am nächsten liegt, am nächsten liegen muß.“

„Sprecht, Miß Hertha,“ spricht es aus, womit ich Euch zu dienen, Euch eine Freude zu bereiten vermag,“ antwortete Weatherton erregt, „wenn es die Kräfte eines Sterblichen nicht übersteigt, dann sollen Eure Wünsche gewiß erfüllt werden!“

„Das ist originell, oder ich will verb— wollte sagen geeignet sein, Miß Jansen,“ fiel Rast mit einer Stimme ein, die vor lauter Wohlwollen und innerer Bewegung wie eine

Personen über den Baum zu heben, sofort anderweitig angefertigt wurden. Einige Individuen versuchten das Kunststück bei einer sehr elegant gekleideten, großen Dame; hier waren sie aber an die Unrechte gekommen. Sei, wie hagelte es da kräftige Ohren von harter Hand, so kräftig, daß das goldene Armband abfiel, der als Waffe gebrauchte Sonnenschirm in Fetzen ging und die Angreifer sich schleunigst drückten. Mit einem unwiderstehlichen Druck nach rückwärts machte sich die starke Dame dann Plaz, hob ihr Armband vom Boden auf, steckte es in die Tasche und ging fürdaz, als ob nichts gewesen wäre, mit den Worten: So was können Sie doch bei mir nicht machen!

In Bezug auf die in der „Staatsbürger Zeitung“ Nr. 201 dem Herrn Krohm zugeschriebenen Behauptungen ist von diesem eine Verichtigung in der betreffenden Zeitung vom 1. September abgedruckt, der zufolge erklärt wird, Herr Krohm habe auf die Behauptung des Herrn Vidembach: „er begehre in wirtschaftlicher Beziehung dasselbe, was die Arbeiterpartei verlange“ nur erwidert, daß, wenn auch zwei dasselbe sagten, es doch noch lange nicht dasselbe wäre, indem manche Forderung von der Bürgerpartei nur gestellt würde, um bei der arbeitenden Bevölkerung nach Popularität zu haften. Alle übrigen nach jenem Bericht der „Staatsb. Zig.“ vom Stadtverordneten Vidembach gemachten Ausführungen sind dessen eigene Anschauungen, welche mit der Person des Herrn Krohm in gar keine Beziehung zu bringen sind.

Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse. Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes sind in der Zeit vom 16. August bis 22. August cr. von je 1000 Lebenden aufs Jahr berechnet als gestorben gemeldet: in Berlin 23,8, in Breslau 32,8, in Königsberg 31,7, in Köln 29,5, in Frankfurt a. M. 21,1, in Hannover 19,6, in Kassel 23,4, in Magdeburg 30,5, in Stettin 22,9, in Altona 33,3, in Stralsburg 32,7, in Mey 14,1, in München 30,5, in Nürnberg 19,4, in Augsburg 32,3, in Dresden 21,5, in Leipzig 20,3, in Stuttgart 17,8, in Karlsruhe 22,1, in Braunschweig 31,8, in Hamburg 27,7, in Wien —, in Budapest 28,0, in Prag 29,1, in Triest —, in Kralau 35,3, in Basel 26,4, in Brüssel 30,7, in Amsterdam 20,0, in Paris 22,1, in London —, in Glasgow —, in Liverpool —, in Dublin —, in Edinburgh 14,9, in Ropenhagen 17,6, in Stockholm 20,2, in Christiania 21,0, in Petersburg 29,1, in Warschau 36,9, in Odessa 35,3, in Rom 25,5, in Turin —, in Bukarest —, in Madrid —, in Alexandrien —. Ferner in der Zeit vom 20. Juli bis 26. Juli cr.: in New-York —, in Philadelphia —, in Baltimore 19,6, in San Francisco 19,3, in Kalkutta —, in Bombay —, in Madras —. Auch während dieser Berichtswoche war der Gesundheitszustand in Berlin im Allgemeinen ein günstiger. Die anhaltend kühlere Temperatur der Luft (der Thermometer erreichte während der Berichtswoche an keinem Tage die Höhe von 20,0 Grad Celsius, sonst dagegen meist des Morgens bis unter 10 Grad Celsius) äußerte ihren günstigen Einfluß auf die Abnahme der tödtlichen Darmkatarrhe und Brechdurchfälle der Kinder, so daß die Zahl der Opfer an letzteren auf 83, von 149 der Vorwoche, sank. Erfolgreicher Weise zeigte sich diese Abnahme in fast allen Stadttheilen, so daß die Zahl der Sterbefälle an diesen Krankheitsformen nur noch im Stralauer Viertel und in der jenseitigen Louisenstadt eine größere ist. Auch Erkrankungen an Ruhr zeigten sich weniger. Das Vorkommen von Masern war ein seltenes, auch Scharlach zeigte sich in beschränkter Weise, während Diphtherie und typhöse Fieber etwas mehr Erkrankungen und zwar erstere im Stralauer Viertel und in der Rosenthaler Vorstadt, letztere im Tempelhofer und Rosenthaler Vorstadtbezirk und in der diesseitigen Louisenstadt die meisten Erkrankungen hervorrief. Auch der Keuchhusten, sowie akute entzündliche Prozesse der Athmungsorgane gelangen in größerer, rosenartige Entzündungen des Zellgewebes der Haut in geringerer Zahl zur Behandlung. Erkrankungen am Kindbettfieber zeigten keine wesentliche Veränderung in ihrem Vorkommen. Rheumatische Beschwerden der Muskeln und namentlich akuter Gelenkheumatismus wurden in erheblich selteneren Fällen Gegenstand ärztlicher Beobachtung.

Aus dem Postzeitungsamt in Berlin. Die Zahl der in Berlin erscheinenden Blätter beträgt gegenwärtig 522. Es werden jetzt durch die Post in einem Jahre abgehandelt 92 331 542 oder im Durchschnitt täglich 256 476 Zeitungsnummern. Von der Entwicklung des Zeitungsverkehrs bei dem hiesigen Postzeitungsamte, welches im Jahre 1822 in Wirklichkeit getreten ist, geben folgende vom „D. Tgl.“ mitgetheilte Zahlen ein anschauliches Bild: 1824 erschienen hier 25 Blätter, die eine Jahresausgabe von 3 000 000 Zeitungsnummern hatten, 1840 erschienen 64 Blätter in 13 800 000 Nummern, 1860 133 Blätter in 22 920 000 Nummern, 1870 300 Blätter in 59 140 000 Nummern, 1880 410 Blätter in 81 100 000 Nummern. Die vorstehenden Zahlen geben immer nur die durch die Post zur Verschickung gelangten Zeitungsnummern an, die Gesamtzahl der letzteren ist selbstverständlich bedeutend höher, da die täglich erscheinenden Zeitungen in der Regel durch Spediteure bezogen und sehr viele andere Blätter durch Boten oder unter Kreisband den Abonnenten direkt zugestellt werden.

roßige Wetterfahne ähzte, ehe Hertha Zeit gewann, eine Antwort zu erteilen; „ich kannte Lieutenant Weatherton schon, als er noch auf seiner Mutter Knie wie 'ne Hechjolle geschaukelt wurde, und ich habe ihm selbst den ersten Seemannsnoten schürzen gelehrt, ich weiß, wenn er etwas verspricht, hält er's auch!“

Hertha lächelte unter Thränen und nickte dem alten Bootsmann freundlich zu, worauf sie sich wieder dem Offizier zuwendete.

„Meine Schwester hat einen Knaben hinterlassen,“ begann sie traurig, und ihre Lippen bebten von der Anstrengung, mit welcher sie das Schluchzen unterdrückte, „einen lieben, herzigen Knaben, wie ich Euch ja schon früher erzählte. Er befindet sich noch bei seinem Vater in der Salzseefahrt. Ich klage nicht, daß der Gatte meiner verstorbenen Schwester mich noch nicht willkommen geheißen hat, denn es mag in den unglücklichen Zeitverhältnissen liegen, daß er die Reise hierher nicht unternehmen darf; vielleicht scheut er auch, durch das Wiedersehen die Wunden aufzureißen, welche das unerbittliche Geschick ihm schlug. Allein das Kind hätte man immerhin in meine Arme führen können. Es ist ja das Einzige, was mir von meiner Schwester blieb und worauf ich nunmehr die ungetheilte Liebe, mit welcher ich an ihr hing, zu übertragen habe. Scheint es mir doch manchmal, als halte man die arme Waise mit Absicht fern von mir; denn selbst mein Onkel versichert, nicht in die Rechte des Vaters eingreifen zu dürfen. Der Vater muß sich also doch wohl weigern, ihn von sich zu lassen. Ich will ihm das Kind ja nicht rauben oder entfremden, nur zeitweise sehen will ich es und mich an ihm erfreuen. In dem Hause des Kommandanten, in welchem wir vorläufig unsere Wohnung aufgeschlagen haben, leben Verwandte von Mr. Elliot. Die eine derselben, eine junge Engländerin, deren Gatte augenblicklich Kriegsdienste im Gebirge leistet, kennt den Knaben genau und weiß mir nicht genug Liebes und Gutes von dem kleinen Engel zu erzählen. Doch verzehet,“ unterbrach sich Hertha selbst, als sie bei dem heller aufstimmenden Schein des von den Mohaves geschürten Feuers einen seltsamen, ängstlichen und verlegenen Ausdruck auf Weatherton's Zügen entdeckte, „ich streife ab von der eigent-

g. In einem Konfektionsgeschäft im Centrum Berlins ereignete sich vor einigen Tagen ein Vorgang, der trotz der versuchten Geheimhaltung nicht verschwiegen blieb. Eine Direktive war gerade damit beschäftigt, bei einer Modellsdame den Sitz eines fertigestellten Mantels zu prüfen, als die Konfektionseuse plötzlich über großes Unwohlsein klagte und in einen Nebenraum geführt werden mußte, von wo aus nach Verlauf von etwa zehn Minuten die Stimme eines — kleinen Weltbürgers in das Geschäftslokal drang. Mutter und Kind wurden später mit möglichster Schonung für die erstere nach deren Wohnung überführt.

Das Geheimniß der „großen, frischen Bauern-Eier“, die auf unseren Märkten zum Verkauf kommen, ist bereits oft genug als eine dreiste Händler-Finesse aufgedeckt worden. Neuerdings wird ein noch weit umfangreicheres Schwindel von einigen Händlern in folgender Weise auf unseren Märkten geübt. Diese Händler melden ihre Wohnung polizeilich nach Auserhalb ab, was zur Folge hat, daß sie bei ihrem Erscheinen auf den hiesigen Wochenmärkten in der Reihe derjenigen Landleute ihren Platz angewiesen erhalten, die ihre selbstgewonnenen Lebensmittel zum Verkauf bringen, und unter dieser Maske geht nun die Waare des Händlers reichend fort. Der Polizei sind diese nach Auswärts abgemeldeten Berliner Händler sehr wohl bekannt, indessen ist gegen den Unfug kaum anzulämpfen. Vielleicht werden in den Markthallen geeignete Vorkehrungen gegen diesen Schwindel getroffen.

Belle-Alliance-Theater. Die heutige Aufführung des Göttingischen Lustspiels „Mädchen-Ilusionen“, findet zum Besten der Lehrer-Witwen und -Waisen des Pefalozzi-Bereins statt. Das Lustspiel hatte sich bei seinen bisherigen Aufführungen der beifälligen Aufnahme zu erfreuen.

Polizei-Bericht. Am 1. d. M. Morgens wurde in der Spree an der Moabiterbrücke die Leiche eines etwa 30 bis 35 Jahre alten, anscheinend dem Arbeiterstande angehörigen Mannes aufgefunden und nach dem Obduktionshause geschafft. — Am demselben Tage Vormittags wurde ein Mann in seiner Wohnung in der Hundenstraße am Fenslerkreuz erhängt aufgefunden. — Am Nachmittag wurde ein 13 Jahre alter Knabe vor dem Hause Unter den Linden 36 von einer Droschke überfahren und erlitt dabei eine erhebliche Fleischwunde am rechten Knie. Nach Anlegung eines Nothverbandes wurde er seinen Eltern zugeführt. — Am demselben Tage Abends wurde der Hausverwalter Schattmann, Marktgrafenstraße 62 wohnhaft, während er auf dem Hintereingang eines in der Fahrt befindlichen Werdebahnwagens stand, an der Ecke der Koch- und Marktgrafenstraße von der Deichsel eines Arbeitswagens derartig am Kopfe verletzt, daß er nach der königlichen Klinik und von dort nach Anlegung eines Verbandes nach seiner Wohnung gebracht werden mußte.

## Soziales und Arbeiterbewegung.

Zur Enquete über die Sonntagsarbeit. Der Arbeiterunterstützungsverein für Glauchau hat in Bezug auf die Textilbranche den ihm von der Gewerbe- und Handelskammer zu Chemnitz vorgelegten Fragebogen beantwortet. Diese Beantwortung ist für alle Arbeiter interessant. Sie lautet:

1. Ist die Sonntagsarbeit in allen Betrieben des Industriezweiges üblich oder nur in einem Theile und in welchem? Die Sonntagsarbeit ist in allen Betrieben üblich.
2. Findet die Sonntagsarbeit statt:
  1. regelmäßig und dauernd?
  2. vorübergehend, und zwar periodisch oder unregelmäßig?Die Sonntagsarbeit ist vorübergehend und richtet sich nach den für die bevorstehenden Saison eingegangenen Aufträgen und ist daher unregelmäßig.
3. Findet die Beschäftigung statt:
  1. Für den gesammten Betrieb oder für welche Theile desselben?
    - a. in mechanischen Webereien ist im Fall der Frage II. 2 der gesammte Betrieb beschäftigt.
    - b. in Färbereien dagegen, insbesondere dort, wo Appretur-Anstalten mit der Färberei verbunden sind, kommt es vor, daß die Theile des Betriebes, Färberei und Appretur, abwechselnd Sonntags beschäftigt sind.
  2. Für die gesammte Arbeiterschaft des Betriebs oder Betriebsheils oder für welchen Theil derselben?
    - a. in mechanischen Webereien ist im Fall der Frage II. die gesammte Arbeiterschaft beschäftigt. Jedoch werden die Vorarbeiter, auch außer der periodischen Sonntagsarbeit, wie Scheerer und Borrichter fast regelmäßig Sonntags beschäftigt
    - b. in Färbereien arbeitet im Fall der Frage II. 2 die gesammte Arbeiterschaft.
3. Findet bei theilweiser Beschäftigung der Arbeiter unter diesen ein Wechsel statt, und wie oft trifft jeden Arbeiter die Sonntagsarbeit?

lichen Bitte, die ich an Euch zu richten gedachte. O, führt mir den Sohn meiner unglücklichen Schwester zu. Wenn Ihr es nicht thut, edler Freund, der Ihr auf bloße trübe Ahnungen und Besorgnisse hin so viel gewagt habt,“ fügte sie in herzerreißendem Tone hinzu, „dann mögen noch Wochen und Monate darüber hingehen, ehe ich den Knaben an mein Herz drücke. Bedenkt das, Mr. Weatherton, und Ihr werdet meine Bitte natürlich finden. Euren Vermittelungen gelingt es vielleicht, um was ich nun schon so lange vergeblich flehte.“

Während Hertha so sprach und sich immer mehr von der Besorgniß um das Kind ihrer Schwester fortreiben ließ, wendete Weatherton seine Augen nicht von ihr. Als sie aber geendigt, da seufzte er tief auf.

„Mr. Weatherton, Ihr haltet ein Unglück vor mir geheim!“ rief das gequälte Mädchen plötzlich erblichend aus, noch ehe er zu sprechen begonnen hatte, „ich sehe es, ein Kampf geht in Eurem Innern vor; Ihr wißt nicht, sollt Ihr sprechen oder schweigen; der Knabe ist todt, sagt es gerade heraus, ich bin gefaßt und darauf vorbereitet, die härtesten Schicksalschläge ohne jegliches Murren entgegenzunehmen!“

„Nein, Miß Hertha, ich weiß von dem Knaben nichts,“ antwortete Weatherton hastig, um der aufgeregten Phantasie des jungen Mädchens den Spielraum abzuschneiden; „nach meiner Ueberzeugung sind die Nachrichten, die Ihr über das Kind erhalten habt, durchaus zuverlässig, und es ist kein Grund vorhanden, auch nur im Geringsten an dessen Wohlgehen zu zweifeln. Was Ihr für einen Kampf in meinem Innern ansehst, ist nur der Ausdruck des Schmerzes, welchen ich darüber empfind, Euch nicht so, wie Ihr es wünschet und wie ich es so zuversichtlich hoffte, dienen zu können! Miß Hertha, ich bin Gefangener, meine Freiheit reicht nicht über die Pallisaden dieses Forts hinaus. Selbst den Sonnenstrahl darf ich nur verstohlen von meinem Keller aus beobachten; erst wenn andere Menschen die Ruhe suchen, dann ist es mir gestattet, unter dem Schutz der Dunkelheit und gegen Verpöndung meines Wortes die frische Luft zwischen den Gebäuden hier zu genießen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wechsel findet weder in den mechanischen Webereien, noch in den Kürbereien statt, somit trifft im Fall der Frage II. 2 jeden Arbeiter die Sonntagsarbeit.

4. Findet die Beschäftigung statt für den ganzen Sonntag oder für welche Stunden desselben?

Während der Vormittags-Gottesdienststunden wird nie gearbeitet. Dagegen im Fall der Frage II. 2 wird in allen Betrieben während der übrigen Stunden des Sonntags, wie an einem Werkstage gearbeitet.

IV. Wird die Sonntagsarbeit veranlaßt:

a. durch technische Eigenthümlichkeiten des Betriebes?  
Nein.  
und durch welche?

b. durch welche wirtschaftlichen oder sonstigen Gründe?

In der Textilindustrie liegen für die Sonntagsarbeit ebensowenig wirtschaftliche wie sonstige Gründe vor.

V. Sofern die Sonntagsarbeit nicht in allen Betrieben des Gewerbes üblich ist, auf welchen Gründen beruht der Unterschied?

Die Gründe sind unter Frage II, 2 bereits angegeben.

VI. Welche Folgen würde das Verbot der Beschäftigung am Sonntag haben?

1. für die Unternehmer?

a. technische?  
Nach unsern praktischen Erfahrungen keine.

b. wirtschaftliche?  
Nach unsern praktischen Erfahrungen keine.

2. für die Arbeiter, namentlich:

a. welche Minderung des Jahres-Arbeitsverdienstes würde unter der Voraussetzung eintreten, daß eine Steigerung des Lohnsatzes nicht eintrete?

In dem Fall, daß die Sonntagsarbeit aufhört, würde, um die vorliegenden Aufträge der Fabrikanten zu erledigen, folgerichtig die jetzt in der Textilbranche übliche und durch das Bestreben, möglichst schnell der Konkurrenz vorzukommen, hervorgerufene Ueberstürzung in der Arbeit beseitigt, der Handel mit den fertigen Fabrikaten in ruhigeren Bahnen geleitet, damit aber die ebenfalls in der Textilbranche übliche periodische und von dem Arbeiter schwer empfundene Arbeitslosigkeit vermindert, der Arbeitsverdienst aber, selbst wenn eine Steigerung des Lohnsatzes nicht eintreten würde, in keiner Weise vermindert werden.

b. würde dieser Nachteil durch andere Vortheile aufgewogen werden? durch welche?

Der schwebende Nachteil würde ganz eminent damit aufgewogen, daß die Arbeiter ebenso wie jedes zur Arbeit bestimmte Erdengeschöpf nur durch eine Ruhepause in die Lage gebracht wird, mit neuer Kraft das ihm übertragene Arbeitspensum abzuwickeln, nach einer unter allen Umständen gesetzlich bewilligten Ruhe am Sonntag der Textil- Arbeiter keine oft schwierige Aufgabe ohne Nachtheil für dieselbe und sich selbst lösen und mit größerer Intensität, Aufmerksamkeit und durch Uebermüdung nicht beeinträchtigte Arbeitslust an der Vervollkommnung der Industrie selbst mitwirken könnte. Durch die unausgesetzte praktische Arbeit muß dem Textil- Arbeiter die gerade für sein Gewerbe überaus notwendige geistige Spannkraft verloren gehen und damit die deutsche Textil- Industrie allmählich ihren guten Ruf einbüßen.

VII. Ist das Verbot der Beschäftigung von Arbeitern am Sonntage durchführbar?

1. ohne Einschränkungen? Ja.

2. mit welchen Einschränkungen?  
Es bedarf keiner Sonntagsarbeit.

Wenn es nicht durchführbar ist:

3. aus welchen Gründen?  
Hierüber haben wir uns unter IV. 2. b ausgesprochen.

**Kinderausbeutung.** Durch verschiedene konservative und liberale Zeitungen des Großherzogthums Baden geht folgende Nachricht: „In manchen Orten Badens, namentlich im Dreisgau, besteht eine Art Kinderarbeit, von der sich wenige Leser einen Begriff machen: es ist dies das „Knöpfe-Knüpfen.“ Das Knöpfen der weißen Hemdenknöpfe wird an Agenten gegeben und von diesen an ärmere Familien, deren Kinder vom zartesten Alter an zu dieser Arbeit angehalten werden. Für zwölf Dugend oder 144 Stück wird 1 Pfennig bezahlt, dieses aber nicht in Baar, sondern die Betreffenden müssen dafür von den Agenten, die in der Regel Kaufleute sind, Kaffee, Zucker u. dgl. nehmen.“ — Das ist ja eine doppelte Ausbeutung der armen Kinder! Solcher Zuspruch auch bei den ärmsten Familien muß ja das ganze Familienleben untergraben, da es die Kinder in der frühesten Jugend förmlich zu Krüppeln macht. Auch hier muß die Geseßgebung eintreten und derlei Arbeit verbieten. Dann aber müßte solchen Agenten das Handwerk gelegt werden, welche durch diese Art Zwischenhandel auf Kosten der Kinderhändchen noch einen doppelten Verdienst vorab nehmen. Man sieht übrigens, daß es immer dringlicher wird, die Arbeiter vor der Ausbeutung zu schützen, damit nicht die ganze Nation nach und nach verpumpt. Die Zeitungen aber sollten solcher unmenschlichen Ausbeutung begegnen, indem sie die Firmen und Agenten mit Namen nennen. Vielleicht besitzen dieselben noch ein klein wenig Scham.

**Gegen Werkstattordnungen,** welche darauf beruhen, daß die Rechte und Pflichten der beiden kontrahierenden Parteien, der Arbeitnehmer und Arbeitgeber, gegenseitig gewahrt und genau gehandhabt werden, ist gewiß nichts zu erinnern. Wenn aber, wie es bei den meisten Werkstattordnungen der Fall ist, der eine Theil — der Arbeitgeber — diese Werkstattordnung dem anderen Theil — den Arbeitern — einfach aufzuzwingen, darin nur Rechte für die Fabrikanten und Pflichten für die Arbeiter enthalten sind, so sind solche Werkstattordnungen allgemein, nur geeignet, jedes gute Einvernehmen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gründlich zu zerstören. — So heißt die „Frankfurter Tagespost“ aus einer Werkstattordnung einer Nürnberg'schen Pflanzfabrik einige Absätze mit, welche zeigen, daß Fabrikordnungen vorhanden sind. In demselben heißt es unter Anderem: „Nacharbeit und Sonntagsarbeit dürfen im Interesse des Geschäftes nicht verweigert werden. Im „Einklang“ damit steht die Bestimmung: „Die Arbeitsstunden müssen von jedem Arbeitnehmer auf das Pünktlichste eingehalten werden, es gelten keine Entschuldigungen über späteres Kommen, sondern es treten Strafen und Abzüge in folgender Weise ein: von 11 bis 15 Minuten 4 Pf., 16 bis 25 Minuten 20 Pf., 26 bis 40 Minuten 40 Pf., 41 bis 60 Minuten 60 Pf., über eine Stunde 1 M. Unentschuldigtes Ausbleiben wird jedenfalls mit 1 M. bestraft. Im Krankheitsfalle muß sofortige Entschuldigung erfolgen, in Ermangelung einer solchen tritt Bestrafung wie bei unentschuldigtem Ausbleiben ein! Die mit unwahren Thatsachen begründeten Entschuldigungen werden mit zwei Thalern bestraft. Neben diesen Strafen treten auch die betreffenden Lohnabzüge ein. Dann heißt es noch: „Die in einem Kalenderjahr angekauften Strafen und Abzüge werden zu wöchentlichen Zwangsunterstützungen unter Mitwirkung der Geschäftsführer verwendet.“ — Bis jetzt haben aber die Arbeiter in der betreffenden Fabrik noch keine Kenntnis davon erhalten, zu welchen „wöchentlichen Zwangsunterstützungen“ die aus den Arbeitergroßen herausgepreßten Strafgebühren verwendet werden. — Dies Alles beweist wohl zur Genüge, wie notwendig ein Arbeiterschutzgesetz für die Arbeiter ist, denn wenn, wie in dem betreffenden Gesetzentwurf der Arbeiterpartei vorgesehen, Arbeitsklammern errichtet werden, so wird auch solchen famosen Werkstattordnungen ein Nadel vorgeschoben werden.

**Angeländigter Streik.** Sämmtliche Ketten-Fabrikanten in den Distrikten Süd-Staffordshire und Ost-Worcestershire in England erhielten von dem Arbeiterverein Ründigung, worin eine Lohnhöhung von 20 bis 30 pCt. beansprucht wird. Die Ründigung läuft in 14 Tagen ab, und wenn bis dahin die

Forderung nicht zugestanden wird, dürfen die Arbeiter die Werkstätten verlassen und streiken.

**Durchbohrung des Simplon.** Seit einiger Zeit schon geht durch die Presse die Meldung von einer projektierten Durchbohrung des Simplon. Ueber die Ausführung selbst sind bis jetzt Details nicht bekannt gewesen; jetzt aber, wo die italienische Regierung der Schweizerischen ihre Bereitwilligkeit auf das Projekt einzugehen, erklärt, und seine finanzielle Unterstützung zugesagt hat, hat das Projekt greifbare Gestalt angenommen. Noch im Laufe dieses Jahres wird der Bahnbau in Angriff genommen werden. Die Bahnlänge beträgt 51 Kilometer, wovon auf den eigentlichen Tunnel 12 Kilometer entfallen. Die Bauzeit ist auf 10 Jahre berechnet, das Baukapital auf 73 820 000 Lire veranschlagt worden. Die auf schweizerischer Seite befindliche Tunnelmündung wird 689 Meter, die auf italienischer Seite dagegen 627 Meter über dem Meeresspiegel liegen. Nach eingehender Prüfung des zu durchbohrenden Gesteins ist man zu dem Resultate gelangt, daß die Bohr-Arbeiten 2222 Tage, also 6 Jahre 1 Monat, Zeit erfordern werden.

## Vereine und Versammlungen.

Der Vorstand des Vereins der Berliner Bau- anschläger ersucht uns um Aufnahme des Folgenden: „In Nr. 193 des „Berliner Volksblatt“ befindet sich ein Aufsatz über „Arbeiterkassette“ aus Kohler's Bureau, in welchem auch unser Fachverein erwähnt wird. Es wird in diesem Aufsatz gesagt, daß die von dem genannten Bureau ausgehenden Fragebogen, zum Theil gar nicht, zum Theil lächerlich ausgefüllt zurück geliefert worden seien. Was unsern Verein anbetrifft, so haben wir von dem genannten Bureau derartige Fragebogen gar nicht erhalten. In Bezug auf die Abweisung unseres Vereines, die der Artikel bringt, sind Unrichtigkeiten in sofern vorhanden, als bei unserm Verus allerdings die Stellmacher unsern Verus zu ihrem Brodverdienst gewählt haben und, soweit unsere Erfahrung reicht, sehr tüchtige Arbeiter in diesem Fache sind, keineswegs aber hat sich unser Verein von den Stellmachern abgetrennt, er hat sich vor zwölf Jahren, ohne vorher mit dem Verein der Stellmacher in Verbindung getreten zu sein, selbst gegründet. Auch die Angabe inbetriff der Mitgliederzahl des Vereines ist unrichtig. Dieselbe beträgt nicht, wie in dem Aufsatz angegeben worden ist 70—80, sondern zizka 200 Personen.

Dr. Der Bezirksverein des werththätigen Volkes im 29., 30. und 31. Kommunalwahlbezirk (Vohringergasse 59) beschloß sich am Dienstag mit den benachbarten Stadtverordnetenwahlen. Herr Schulze begründete die besannten Forderungen der Arbeiterpartei, betreffend die Miethsteuer, das städtische Schulwesen, gewerbliche Schiedsgerichte, Sanitätswesen, das Pferde-Eisenbahnwesen, Steuer auf fremde Biere und die englische Gasanstalt. Er sprach am Schluß die Hoffnung aus, daß die Arbeiterpartei bei den diesmaligen Wahlen die Zahl ihrer Vertreter auf 9 bis 10 bringen werde. In der Diskussion zeigte Herr Kunkel, daß das städtische Schul-, Sanitäts- und Steuerwesen noch viel zu wünschen übrig lasse. Herr Gygle legte die Ungerechtigkeiten des Dreiklassenwahlsystems dar. Herr Laake bestritt, daß der Magistrat ein Recht dazu gehabt, diejenigen Arbeiter, welche sich bei der Polizei als „Schlafbütschen“ haben anmelden lassen, für nicht wahlberechtigt zu erklären, da dieselben sich ebenso richtig auch als „Chambregarnisten“ hätten anmelden lassen können. Die Art, wie das Gleichheitsprinzip angewendet werde, illustrierte er durch den Hinweis darauf, daß die Miethsteuer für den Armen die gleiche sei, wie für den Reichthum, nämlich 6 zwei Drittel Prozent von der Mieth, daß aber in Bezug auf Gehaltsverhöhung den Väterkenansuchen nicht die gleiche Berücksichtigung zu Theil werde, wie den Stadträthen. Das Ergebnis der Diskussion war die einstimmige Annahme einer Resolution, in welcher die Versammelten erklären, agitatrisch für die Wahl von Vertretern aus der Mitte der Arbeiter eintreten, namentlich die Agitation im 28. Kommunalwahlbezirk energisch betreiben zu wollen. — Der Antrag des Herrn Laake, daß der Vorstand beauftragt werden möge, bei der Stadtverordneten-Versammlung gegen die Bewilligung von 15 000 Mark zu einem zu Ehren des Telegraphen-Kongresses zu veranstaltenden Festein einen Protest einzubringen, wurde ebenfalls einstimmig angenommen.

**Die Freie Vereinigung der Graveure, Ziselleure und Berufsgenossen** beschloß in ihrer letzten Sitzung, den Vorstand mit der Abfassung einer Resolution zu beauftragen, welche im Sinne der stattgefundenen Diskussion die Sonntagsarbeit verurtheilt und besonders scharf die Sonntagsarbeit der Wehrlinge und deren nachtheilige Folgen betont. Wehrlingskontraktuelle Bestimmungen, wonach ein Lehrmeister sich das Recht vorbehält, den Wehrling zur Sonntagsarbeit heranzuziehen, mögen unter keinen Umständen rechtliche Verbindlichkeit haben (gegen Wehrlingskontrakte hatte sich vor Kurzem der Verein überhaupt ausgesprochen). Hervorgehoben wurde allgemein, daß die Frage der Sonntagsarbeit nicht getrennt von der Ueberstundenarbeit am Wochentagen gelöst werden kann. In Anbetracht der außerordentlichen Krise in dem qu. Arbeitszweig beschloß der Verein, vorläufig bis zum 1. Januar von Neueintretenden kein Einschreibegeld, sondern nur den Monatsbeitrag von 25 Pf. zu erheben. Zum Schluß wurde auf den am 26. September stattfindenden Herrenabend aufmerksam gemacht.

**Allgemeiner Arbeiterverein zu Friedrichshagen und Umgegend.** In der Versammlung am 29. August im Lokale des Herrn Jannasch referierte Herr Rosenbald über das „Arbeiterchutzgesetz“. Redner führte aus, daß das Arbeiterschutzgesetz eine Nothwendigkeit sei, denn unter dem Druck der Fabrikanten und Arbeitgeber sei es rein unmöglich, sich nach dem Ausspruch der Manchesterpartei durch Selbsthilfe eine bessere Lage zu schaffen. Redner wies nach, daß ein solches Gesetz nicht erst heute, sondern schon vor 30 Jahren, wenn auch in etwas anderer Form verlangt wurde. Sehr eingehend sprach Redner über die Sonntagsruhe und betonte, wie sehr sich die Arbeiter nach derselben sehnten. Die Enquete sei auch nicht dazu angehan, um die Stimme der Arbeiter zu hören, wie sich der Herr Reichsanwalt ausdrückte, sondern die Arbeiter müßten Alle Mann für Mann durch Unterschrift in den Petitionslisten zeigen, daß sie ein solches Gesetz verlangen. Reicher Beifall lohnte den Redner für seinen sachlich gehaltenen Vortrag. An der Diskussion theilnahmte sich Herr Wehnert, indem er auf die Kinderarbeit in den Fabriken hinwies. Das Kind gehört in die Schule oder auf den Spielplatz. Durch Ausbeutung der jugendlichen Kräfte würde nichts Gutes geschaffen, die Kinder, welche zu früh in den Fabriken beschäftigt werden, gingen einem frühen Siechthum entgegen. Auch die Frauenarbeit müßte beschränkt werden, denn wenn das heutige System so weiter fortgesetzt werde, werden bald die Frauen die Männer aus den Fabriken verdrängen. Für letztere Behauptung diene als Beweis, daß hier in einer Berliner Fabrik 20 Mädchen als Klemperer beschäftigt werden. Die Buchstabenarbeit, die den freien Arbeitern so viel Konkurrenz mache, sei ebenfalls zu verwerfen; die Leute könnten ganz gut anders beschäftigt werden. Dem Redner wurde ebenfalls großer Beifall zu Theil. Nach der Diskussion wurde folgende Resolution einstimmig angenommen: „Die heut im Lokal des Herrn Jannasch verammelten Bürger von Friedrichshagen erklären sich mit dem Referenten voll und ganz einverstanden und verpflichten sich, die vom Vorstand des allgemeinen Arbeitervereines vorgelegte Petition zu unterzeichnen; auch dafür zu sorgen, daß dieselbe mit vielen Unterschriften versehen wird.“ — Zum Schluß meinte Herr Rosenbald, daß es Sache eines jeden Arbeiters sei, sich an der Petition durch Unterschrift zu betheiligen, denn die Unterschriften müßten nach Millionen gezählt werden. Der Vor-

stizende schloß die Versammlung mit der Anündigung, daß am 19. September die nächste Sitzung stattfindet, wozu er alle Mitglieder einladet.

**Gegen die 5 Pfennig-Barbiere.** Eine außerordentliche Generalversammlung der Mitglieder der Barbier- und Fleischer- Innung zu Berlin soll am 15. September abgehalten werden. Als einziger Gegenstand steht auf der Tagesordnung diese Versammlung: Beschlußfassung über folgenden Antrag zu 5 Pf. des Innungs-Statuts: „Jedes Mitglied, welches für das Barbieren weniger als 10 Pf. nimmt, kann von dem Innungs-Vorstande bis zum 15. fachen Rahtesbeiträge herangezogen werden; hiergegen kann das betroffene Mitglied die Entscheidung der nächsten Innungs-Versammlung herbeiführen.“

**Verein der Berliner Bauansschläger.** Sonntag, den 6. September, Vormittags 10 Uhr, Vereinsversammlung im Preuß. Oranienstr. 51. Tagesordnung: 1. Wahl eines Ernennungskomitees zum Stiftungsfest und zur Weibmachbesprechung. 2. Bericht des Vergütungskomitees über die Landpartie. 3. Verschiedenes.

## Kleine Mittheilungen.

Mein. (Zum Doppelmord.) Die stattgehabe Sektion der Leiche der ermordeten Witthe hat ergeben, daß der Tod der Witthe durch Zertrümmerung der Dirnschale mittels eines stumpfen Gegenstandes erfolgt ist und daß nach dieser Zeit der Körper sein Opfer durch Umlegen eines Lederriemens um den Hals zu erwürgen versucht hat. Zu dieser Erwürgung schied der Körper nur deshalb geschritten zu sein, weil er unmuthe, er habe ihn mit großer Gewalt geführtes Opfer sein Opfer nur betäubt. Als bei der Sektion die Kopfhaut der Erschlagenen an der Dirnschale hinweg gezogen und letztere abgelöst war, fiel ein Stück Dirnschale heraus. Der Schlag des Kopfes unmittelbar den Tod der Verletzten herbeigeführt. Gleich mit der Untersuchung des Mageninhalts der Witthe wurde auch nochmals der Mageninhalt des am Rhein aufgefundenen Rumpfes untersucht; das Resultat ergab, daß die in den beiden Magen gefundenen Speisestücke von völlig gleicher Beschaffenheit waren und beinahe denselben Grad der Verdauung überstanden hatten, woraus sich ergibt, daß beide Ermordete gleichzeitig ein und dieselben Speisegenossen hatten und daß die Ermordung selbst in kurzen Zwischenräumen geschehen sein mußte. Dieses wichtige Moment wurde noch dadurch bestätigt, daß eine nochmal in der Wohnung der Ermordeten vorgenommene Hausdurchsuchung ein Loof mit Speisestücken gefunden worden war, welche ganz genau mit den verdauten Speisen der beiden Ermordeten übereinstimmten. Daraus wird nun gefolgert, daß der am Rhein aufgefundenene menschliche Rumpf niemand anders ist, als der seit jener Mordnacht verschwundene Schuhmacher Witthe, der Gemann der ermordeten Frau Witthe, welche gemeinschaftlich am Abend vor dem Mord diese Speisen genossen hatten. Welches die Motive waren, das scheußliche Verbrechen zu verüben, ist bis zur Stunde noch nicht aufgeklärt. Bei der Untersuchung des Rheinbettes an der Stelle, an welcher der Rumpf in das Wasser geworfen worden war, wurde ein wichtiges Beweisstück gefunden und zwar der dem Schuhmacher Witthe gehörige sogenannte Schuhmacherkloofstein. Dieser Stein war mittels Lederriemens an die Umhüllung des Rumpfes gebunden worden, damit derselbe im Wasser sofort auf den Grund niedersinken sollte, beim Zerabwerfen löste sich aber der Stein von dem Riemen los und versank im Wasser, während der Rumpf eine kurze Strecke weit fortgeschwam, bis er an einem Flos hängen blieb. Aus alledem scheint hervorzugehen, daß der Körper des Witthe deshalb von dem Körper oder den Weibern (denn nach Ansicht der Medizinabbehörde wäre ein Mensch kaum im Stande, eine solche Kette von Schweißstrümpfen in einer Nacht zu verüben) in den Rhein geworfen worden zu sein glauben zu machen, Witthe habe seine Frau ermordet und sei alsdann sühlig geworden. — Ueber die Festnahme des Witthe in Laubenheim, w. über bisher keinerlei Geständnis abgelehnt hat, und im Gefängnis sich Rube giebt, den „wilden Mann“ zu spielen, wird dem „Mainz. Tagbl.“ folgendes mitgetheilt: „Herbst verkehrte am Abend in verschiedenen Wirthshäusern. Als ihm schließlich das Oddack überall verweigert worden war, und er mit dem Polizeidiener des Ortes zusammentraf, sagte er zu diesem: „Arretiren Sie mich doch! Der Polizeidiener ließ sich das nicht zweimal sagen und verständigte den Bürgermeister Röhm von der Sache; dieser gab seine Zustimmung und man setzte den jungen Mann, eine bagerer Figur mit schmalen Knochen, bartlosen Gesicht, hinter Schloß und Riegel. Man konnte eigentlich über ihn nicht ins Reden kommen. Er befand sich in großer Aufregung, war aber dabei überaus zuvorkommend gegen jedermann. Er bot den Fremden sehr artig guten Abend und zeigte überall die freundlichste Miene. Er wollte, so sagte er, nach Alzey um eine Trauerbotschaft dorthin zu bringen, habe aber den Zug verfehlt. Jetzt verweigerte man ihm das Nachtlager. Als er internirt war — es war inzwischen 10 Uhr geworden —, änderte er plötzlich seine Haltung und fiel von einem Extrem auf andere. Während er vorher ein sehr artiges, fast gewinnendes Benehmen zur Schau getragen hatte, wurde er jetzt wild, tobte und schrie zum Fenster hinaus: „Ich heiße Müller und wohne Gärtnergasse Nr. 85! Heraus, ihr Bürger von Laubenheim, hier wird der Gerechtigkeit Gewalt angethan!“ So über ähnlich lauteten seine Reizungen, die er mit Stentorstimme in die stillen Gassen hineinrief, so daß das ganze Dorf zum Schrecken kam und sich die Strafen bald mit Menschen füllten. Man neigte jetzt der Ansicht zu, der Verhaftete sei ein Betrübter und es sei vielleicht unrecht gewesen, ihn einzusperrn; man solle ihn laufen lassen. Schon wollte man ihn die Freiheit wiedergeben — der Befehl war bereits dazu erlassen —, als einige Bodenheimer aus Mainz kamen, die hier auf Arbeit sind, und die Nachricht von dem zweiten Mord am Fräuleinberg — die Nachricht von der Auffindung des menschlichen Rumpfes im Rhein — mitbrachten. Es waren unter den Leuten Schuhmacher, die nicht für unmöglich erklärten, daß der junge Mann hier mit dem in Mainz vermissten und gefuchten Herbst identisch sei. Jetzt ließ der Bürgermeister den Menschen nochmals vor sich kommen und fragte ihn, ob er sich legitimiten könne. „Legitimiren? O ja“, sagte dieser, „hier leben Sie.“ Damit zeigte er ein mit Geld vollgefülltes Portemonnaie. Natürlich ließ ihm entgegen, daß dies keine Legitimation sei. Er konnte sich aber weiter nicht ausweisen. Als ihm erklärt wurde, daß man von einem neuen schrecklichen Verbrechen in Mainz Kunde erhalten habe, verwarf er sich und trat bedend einige Schritte zurück. Als der Gendarm den Verhafteten heute Morgen auf der Stelle ließ, fragte er ihn, wie er heiße, und erhielt zur Antwort: „Ich heiße Müller und bin aus Mainz.“ Ein Schuhmachergeselle, der in der Nähe war, sprang aber hinzu und rief: „Was! Du lägst! Du heißt nicht Müller, Du heißt Herbst und bist ein Schuhmacher aus Mainz.“ Der Gendarm schloß dem Verhafteten die Hände und brachte ihn hierher. Die „Mainz. Bzg.“ weiß über Herbst noch zu berichten, daß dieser früher eine Zeit lang Metzger war, was infolgedessen einiger Bedeutung ist, als die im Rhein gefundene Leiche vollständig von gealter Hand zerlegt war. Von Wichtigkeit für die Untersuchung ist der bekannt gewordene Umstand, daß Herbst sich vor seiner Flucht über Weisenau nach Laubenheim eine neue Reisetasche gekauft hat. Diese Reisetasche ist unzweifelhaft verschunden und neigt man nunmehr der Annahme zu, daß Herbst in derselben die schwebende Rumpfteile der Leiche des Witthe transportirte. Der Verhaftete verbleibt beim Bürgermeister Thab. Bemerkte sei hierbei, daß die früheren Verurtheilungen des Herbst, darunter eine zu 9 Jahren Zuchthaus, sämmtlich auf Grund von Indizien Beweisen erfolgt sind, daß Herbst niemals ein Geständnis abgelegt hat.

## Der Lock-out in Kopenhagen.

Aus Kopenhagen, Ende August, wird der „Fränk. Tagesb.“ geschrieben:

Es ist ein harter Kampf, der hier geführt wird. Aber die Arbeiter wissen auch, was es gilt. Unterliegen sie diesmal, so ist es ein Schlag für alle Arbeiter. Und nicht nur für diese allein, sondern für die gesammte Opposition, die in der wunderbaren, sachlichen und politischen Organisation der Arbeiter eine starke Mithilfe hat. Deshalb sind auch noch bei diesem ähnlichen Kampfe die Sympathien der gesammten Bevölkerung so auf Seite der Arbeiter gestanden, wie bei diesem. Die Bauern haben beinahe alle Kinder der ausgeschlossenen Schmieße und Maschinenarbeiter zu sich genommen, wo diese die ihnen vielleicht noch nie gebotene Landluft genießen können: ein rührendes Faktum, von dem Björnsterne Björnson, der berühmte realistische Dichter, gesagt hat, „dass ihn noch nie etwas so sehr gefreut habe, als diese Handlungsweise“. Die studierende Jugend — die allerdings nicht mit den deutschen oder Pariser Studenten in eine Linie gestellt werden darf, unterstützt kräftig. Liberal gesinnte Gewerbetreibende stellen den ausgeschlossenen Lebensmitteln zu halben Preisen oder ganz unentgeltlich zur Verfügung; Kinder, die der Schule wegen auf dem Lande nicht untergebracht werden konnten, werden von Vätern unentgeltlich gepeist. Mehrere Barbiers rasieren und frisieren die im Lock-out stehenden Arbeiter umsonst u. s. w. Kurz es ist ein edles Wettstreiten, den Kampfsenden zu Hilfe zu kommen. An Geldern sind bis jetzt über 70 000 Kronen eingekommen.

Und die Gegner, die Fabrikanten, die Regierungspartei? Sie spotten, lügen, schimpfen und — warten, bis der Hunger in die Reihen der Arbeiter einzubrechen soll. Der will aber nicht kommen. Im Gegenteil. Der Zusammenhalt wird immer fester, und die in den betreffenden Fabriken beschäftigten Arbeiter anderer Branchen haben sich den Ausgeschlossenen beigefügt.

Es gelang nämlich 7 Fabriken zusammen, ungefähr 20 000 Arbeiter zu gewinnen, von denen aber nicht einer den Hinausgeworfenen zugehörte. Die übrigen Arbeiter, wie Tischler, Modelleur, Tagelöhner u. dergleichen, überredeten mehrere, die Arbeit wieder zu verlassen, was aber zur Folge hatte, dass alle der väterlichen Fürsorge der Polizei anheim fielen. Ihr Aufenthalt in den Altkiefern gleich dem in einem Dachhause, und als sie sich weigerten, mit den neu Eingetretenen zusammen zu arbeiten, drohte man mit der „Strengung des Gesetzes“. Die Polizei blieb in der Nähe stationiert, um „bei der Hand“ zu sein. So legten alle die Arbeit nieder, so dass die Fabriken nun völlig stille stehen.

Auf die Blätter der Rechten, die wider die Arbeiter mit allen Mitteln kämpfen, hat dieses einen ungeheuren Eindruck gemacht, und so werfen sie nun mit den gewöhnlichen Worten herum, wie: Brutalität, Rücksichtslosigkeit, Terrorismus u. s. w. Terrorismus ja, aber wo!

So lügen sie weiter: Die Unterstützungen reichen nicht aus. Gewiss haben die Freunde dieses Grundgesetzes brechen- den Regierung gethan, was sie konnten, um die Einschränkungen zu verhindern. Man hat nicht nur die Subskriptionen in den Werkstätten verboten, sondern auch außerhalb derselben suchte man ihnen alles Mögliche in den Weg zu legen. Man hat aber andere Mittel gefunden, die Beiträge zu sammeln.

Eine Fabrik, die in der Koalition der Industriellen stand (Roeford und Komp.) hat nachgegeben, und sofort fiel die ganze Meute der offiziellen Brechbände über diese Firma, und brachte dieselben mit einer Art „Boykott“.

Einen großen moralischen Erfolg haben die Arbeiter weiter damit erzielt, dass durch Vermittlung einer einflussreichen Zwischenperson der Fabrikantenverein mit der Gewerkschaft der Schmieße und Maschinenarbeiter in Unterhandlungen getreten ist. Diese verliefen zwar resultatlos, indem die Fabrikanten die Forderung des Minimallohnes von 27 Dore als „unmöglich“ abschlugen; allein bezeichnend ist es, dass sie nun mit derselben Gewerkschaft unterhandeln, von der sie früher nichts wissen wollten, und aus der auszutreten sie die Arbeiter zwingen wollten. Diese Forderung des Austrittes ist also vollständig fallen gelassen. Dem müthigen Auftreten der Arbeiter wird es gelingen, auch in anderen Punkten zu siegen.

Schon kürzlich wurde in einem Bericht erwähnt, dass es die sanitätliche Rechte ist, die den Kampf zu einem politischen

gestempelt. Man wird vielleicht fragen, was eigentlich in diesem im Prinzip ökonomischen Kampfe Politisches sei. Aber hier beherrscht die politische Frage eben Alles.

Seit 1872 haben alle Fächer ihre Gewerkschaften, in Folge des ihnen grundgesetzlich zustehenden Rechtes. Sie sind von großer Wichtigkeit auch für die Partei der Linken, da z. B. bei der letzten Wollstichtings-Wahl diese Vereine den größten Antheil hatten an der Durchsetzung von oppositionellen Kandidaten gegenüber Reaktionen. Die Eisenindustriellen wollen nun die Arbeiter zwingen, aus ihren Vereinen auszutreten, was ein offener Angriff auf das Bürgerrecht der Gehilfen, so wie eine Verletzung des Grundgesetzes ist. Von den Feinden des Grundgesetzes wurden sie sofort darin unterstützt, indem diese höchst angesehenen Leute einen Verein gründeten: „Arbeiterwehr“, der „die Arbeiter gegen die Tyrannei der Sozialdemokraten“ schützen soll, in Wirklichkeit aber nur den Arbeitgebern bei Streiks u. s. w. „Ersatz“ liefern soll. Gegen diese neueste Grundgesetzverletzung wukten nun nicht nur die Arbeiter, sondern alle oppositionellen Elemente Front machen. Was die Fabrikanten gegen ihre Arbeiter ausüben, ist ja dasselbe, was die Regierung gegen die ganze Bevölkerung seit Langem ausübt. Man wird sich nun auch nicht wundern, dass die Liberalen die Arbeiter so stark unterstützen.

Siegt die vereinigte Opposition in diesem Punkte, so werden auch bald die andern Bestimmungen des nun von der Regierung willkürlich gehandhabten Grundgesetzes wieder aufrecht stehen. Wir werden natürlich mit dem alten Grundgesetz nicht zufrieden sein, aber da uns eine gezielte Weiterentwicklung nur auf Grund dieses gewährt wird, so sind wir gezwungen, dieses wieder erst zu eringen. Deshalb haben wir uns auch mit der liberalen Opposition vereinigt, was keineswegs ein „Anhängen an deren Frackschöße“ ist, sondern vollendete Praxis. Ist so einmal die hauptsächlichste politische Frage beseitigt, dann wird auch der sozialen Frage die ungeheilte Aufmerksamkeit zu Theil werden. Und dann wird man ja auch sehen, wie sich die Liberalen dazu stellen: ob sie weiter mit den Arbeitern zusammengehen wollen oder nicht. Damit haben wir uns jedenfalls heute nicht zu beschäftigen. Werden sie sich dann gegen uns stellen, so können sie sicher sein, dass sie verdienstermaßen behandelt werden.

Die politische Wichtigkeit dieses Lock-out ist also wohl begründet, und deshalb kann jeder Freisinnige nur den Arbeitern einen baldigen Sieg wünschen.

## Rettungsboote, Rettungsflöße und Rettungsplanken.

(Hamb. Correspondent.)

Die zahlreichen und erschütternden Unglücksfälle zur See veranlassen Jahr aus Jahr ein die Entstehung einer ganzen Anzahl von Rettungsgeräthen, die aber fast alle mehr oder weniger an einzelnen Gebrechen kranken, welche sie im Falle der Noth als nicht gut anwendbar erscheinen lassen.

Ein Schiff, welches seine Mannschaft bergen muß, befindet sich in sinkendem oder brennendem Zustande, oder endlich es ist gestrandet und in Gefahr, auseinandergebrochen zu werden. Die Rettungsboote, welche an und für sich kaum die Menschen alle fassen können, wenn stilles Wetter wäre, sind durchschnittlich zur Hälfte zerstört oder unbrauchbar, dadurch, daß das Schiff gerammt worden ist, daß es sehr nach einer Seite überliegt, oder durch andere Umstände mehr.

Jedes Mehr von anderweitigen Rettungsmitteln muß daher willkommen geheißen werden, zumal, wenn sie den Ansprüchen, die man an sie stellt, genügen, und diese Ansprüche sind: Sie müssen zur Hand sein, also an Deck, bezw. bereits außenbords, sie müssen leicht sein, damit sie bequem ausgepackt werden können, sie müssen stark sein, damit sie sich schneller ins Wasser bringen lassen, und endlich müssen sie verhältnismäßig viele Personen ziemlich trocken aufnehmen können. Diese Anforderungen sind groß, und nur selten werden sie alle erfüllt werden.

Von den neueren Erfindungen wollen wir hier zwei erwähnen, 1. das zusammenlegbare Boot von H. Holz-Harburg an der Elbe und 2. das zusammenlegbare Floß von Hall und Glanby, welches auf der Ausstellung der Erfindungen zum ersten Male erschien. Beide Erfindungen repräsentiren eigentlich scharfe Gegensätze. H. Holz will nicht nur viele Personen

aufnehmen können, er will sie auch trocken unterbringen, und wenn das Schicksal einmal entschieden hat, Stunden lang im Wasser „schwabbern“ zu müssen, wie der Seemann es nennt, giebt der Ansicht, daß Rettungsboote hier das Richtige seien, den Vorzug. Das Holz'sche Boot besteht aus Kork, Holz und Segeltuch und bildet eigentlich eine Rettungsboje von sehr großer Tragkraft. Es kann verlegt, zerbrochen und gedrückt werden und verliert nichts von seiner Tragfähigkeit, ein Vortheil, den es vor allen Ballon- und Gefäßkonstruktionen voraus hat. Das Fahrzeug, beim Gebrauch 1 Meter tief gehend, kann auf 30 Centimeter zusammengehoben und in Booten, Deckshäusern u. s. w. untergebracht werden. Die von der Holz'schen Fabrik zu liefernden Konstruktionen entsprechen folgenden Details:

Länge in Metern . . . . .	5.	6.	7.	8.
Breite „ „ „ „ „	1.7	2.0	2.3	2.7
Tragvermögen (Personen) . .	25	35	50	70
Preis Mark . . . . .	420	510	650	730

Auch das Floß von Hall und Glanby entspricht der einen Hauptbedingung am Rettungsapparate, es nimmt wenig Raum ein, es soll außenbords angebracht und zusammengelappt nicht mehr Platz beanspruchen als eine gewöhnliche Fallreppstreppe. Die vorliegende Konstruktion des Floßes soll eine Tragkraft von drei Tonnern haben und soll dementsprechend noch anderen Zwecken, zumal militärischen in ausgiebiger Weise, namentlich bei Landungen, Herstellung von Brücken und dergleichen mehr dienen. Das Zusammenbringen der Floße soll mit den Doods-davids geschehen, ohne daß das Niederfahren der Boote selbst dadurch behindert wird. Die Floße bestehen aus Korkflößen, die mit einer Plattform versehen sind und eine Art Konkreteboard tragen. Die Seiten der Floße sind für Stäben und Stricke in Form eines Geländers eingerichtet.

Was unsere deutschen Ozean-Dampfer anbetrifft, so ist es mit Genugthuung zu konstatiren, daß sie fast alle heut zu Tage eine größere Anzahl von Metall-Rettungsbooten, meist nach Francis bezw. Holz'schem Patent führen, Boote, welche mit Leichtigkeit und Sicherheit 50 bis 80 Personen tragen können. Aber ein weites Feld der Verbesserungen, bezw. der Einrichtung von Rettungsmitteln überhaupt liegt noch nahezu unbedeckt da. Wenn man glaubt, daß in Häfen und auf Strömen, auf denen das Land schneller zu erreichen ist, als auf der See, die Gefahr geringer ist, als auf offenem Meere, so irrt man sich. Wir haben viele Fälle gesehen, und sie wiederholen sich täglich, in denen Hunderte und aber Hunderte von Menschen in Lebensgefahr schweben, ohne daß auch nur einer der vielen Beihelfer, die fast alle dem Wasserhandwerk fremd sind, von der Gefahr etwas ahnt, oder daß für mehr als für einen zufällig über Bord fallenden ein Rettungsmittel vorhanden ist.

Zwei Beispiele werden genügen, um in Manchem den Gedanken aufzudecken zu lassen, daß hier und da im Kreise seiner eigenen Anschauung sich Ähnliches wiederholt. Wir denken uns zunächst in eine Frühstätt verlegt. Es ist Sonntag, und die Städter eilen in Strömen aus den Thoren, um sich in der Umgegend zu zerstreuen, die einen geben hinaus auf Anger und Wiesen, andere suchen die Ferne auf, indem sie Eisenbahnen und Dampfer benutzen. Wie viel hundert Unbefangene birgt oftmals solcher Vergnügungsdampfer, wie viel darf er bergen, und was ist nun Schuß der Menschen vorhanden, wenn ein anderer Dampfer ihm in die Seite laufen sollte, wenn er durch irgend ein Unglück vor einen Brückenpfeiler geräth u. s. w.? Einmal beschädigt, sinkt ein solcher Dampfer wie ein eiserner Topf, der ein Loch bekommen hat, und der Strom reißt alle mit sich fort, die sonst vielleicht in stillem Wasser noch durch Schwimmen sich retten könnten.

Der zweite Fall sei der: Auf der einen Seite eines Hafens liegt ein großes industrielles Werk mit, sagen wir, mehr als tausend Arbeitern. Es ist Mittagszeit, und jeder Mann hat 1/2 Stunden freie Zeit. In der kurzen Frist, die ihm gegeben, muß er über den Hafen hinüber und nach seiner Wohnung eilen. Die bereit liegenden Dampfer werden mindestens das polizeiliche Maximalmaß an Menschen aufnehmen, und seien es nur 200 Mann jedes Mal, so sind von den 200 mindestens 100 Familienväter. Solcher Dampfer, schwer beladen, natürlich fast nur mit Decklast, kann lenkern, kann an Ballen, an Eis u. dergl. m. sich led stoßen, und welches sind seine Rettungsmittel? Ein solches Unglück würde unsäglichen Glend für eine Stadt herbeibringen, viel mehr, als der Untergang

Besten, welcher es der Mühe werth hielt, um den Wisch den Rücken zu krämmen! Selbst dem blödesten Auge konnte die Bedeutung des Briefes nicht entgehen.

Was Alles während der Nacht des Suchens und Sinnens hinter der schweißbeperlten Stirn des erfahrlen Gesichtes und in dem zertretenen Herzen des Advolaten getobt, gekämpft und geblutet hat? Wer mag daran denken, ohne still in sich zu stehen: „Herr, führe mich nicht in Versuchung!“

Am andern Morgen fand ihn das Hausmädchen mit geschlossenen Augen vor dem Schreibtisch, mit geschlossenem Herzen — er hatte mit Strychnin die marternden Fesseln des Lebens geprenzt.

„Lobt — der Arme!“ entfuhr es mir unwillkürlich.  
„Nein! Lobt — der Glückliche!“ verbesserte mein Freund mich. „Es giebt ein Sterben, das den Glenden selig macht.“ Auf der Platte vor ihm lag ein an Fräulein Agnes Wielen adressirter Brief.

Ich war geholt worden und hatte nur die seit zwei Stunden eingetretene Leichenstarre konstatiren können. Einige Stunden nachher meldete sich der Schreiber des Verschiedenen im Hause des Bankiers zu einer dringenden Unterredung mit Herrn Wielen, zugleich das letzte Schreiben des Lobten der jungen Tochter überreichend.

Nach einer halben Stunde trat der Ablatus Emmerings stolz gehobenen Hauptes wieder aus dem Hause des Finanziers auf die Straße, sein Vermögen hatte sich eben um netto fünfzehntausend Mark vermehrt, für welche Summe er Herrn Wielen den inhaltsvollen Brief des Advolaten verkauft hatte, der diesem erst das Gewissen, dann die Geliebte, und dann das Leben kostete.

Der Kanzlist hatte am Abend vorher das von seinem Chef auf dem Schreibtisch zurückgelassene Papier entwendet, nachdem er vorher heimlicher Ölzengzeuge der Unterhaltung der beiden Nebenbuhler gewesen!

Ich sprang erregt auf. „Aber Mensch!“ rief ich aus — „woher weißt Du denn das Alles! — Du erzählst, als hättest Du“ —

## Nur ein Brief.

Novelle von Heinrich d'Altona.

(Unberechtigter Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Das einzige Brüderchen der Braut, der vierjährige Arthur, war außer dem lauberröthlichen Papagei das einzige lebende Inventar des Empfangsalons, in welches das Hausmädchen den Anwalt verwies.

„Na, Onkel Karl? Ich meine, Du kommst garnicht wieder?“ begrüßte das Bütschchen den Hausfreund.

„Ach, warum meinst Du denn das, Du kleiner Mann?“ fragte Emmering.

„Onkel Will ist eben gekommen und hat es gesagt und Agnes auch!“ berichtete Arthur.

„So? Sagten sie das? Das glaube ich kaum!“

„Ganz gewiß, Onkel Karl!“ fährt der Knabe eifrig fort — „und da hat er Agnes geküßt und Agnes hat gelacht und Onkel Will hat gelacht und Papa hat gelacht und“

Hier unterbrach sich der kleine Erzähler — „Onkel Karl“ war, ehe er recht wahrnehmen konnte, wie, aus der Thür gestürzt und in das heftige Schreien der Hauschelle mischte sich das kreischende „Ade, ade!“ des exotischen Vögels.

„Onkel Karl ist hier gewesen, aber gleich wieder weg-gelaufen!“ rief Arthur dem mit der glückstrahlenden Agnes herentretenden Onkel Will, dem Baron, entgegen.

„Nun, es ist besser, daß meinen Nerven eine neue Szene erspart geblieben ist. Ich will doch für alle Fälle Niemand instruiren, daß ich für ihn nicht mehr zu Hause bin.“ — Das war das Abschiedswort, das den Armen auf seiner Flucht aus dem falschen Hause begleitete, — aus dem Mund eines Mädchens, dem er Alles, Alles geopfert hatte, was ein Mann zu opfern hat! —

Hier schwieg mein Freund.

„Und um den Verlust eines solchen — Wesens konnte er sich das Leben nehmen?“ fragte ich.

„Vielleicht darum! Vielleicht lag seinem freiwilligen Abschied von Welt und Sein auch ein profaisches Motiv zu Grunde!“ antwortete er und fuhr fort:

Der durch die über ihn hereinbrechenden Stürme nun gänzlich in seinem Gleichgewicht erschütterte Anwalt dachte erst wieder des unseligen Wisches, dessen Besitz er mit seinem Lebensglück einlösen mußte, als er sich auf dem Rückwege nach seiner Wohnung befand. — Hatte er das Papier nicht dem Portefeulle einverleibt? — Er durchblätterte dasselbe bei dem Schein einer flackernden Straßenlaterne — nein! Oder barg er es in diese, in jene Tasche? Nein — nein! Dann wird er den Höllebrief auf seinem Schreibtisch wiederfinden, in seinem Privatbureau — der Schreiber wird dasselbe doch nicht betreten — ah bah! Aber er beschleunigt seine Schritte doch, der Advokat! und eine immer tiefer in seine Brust greifende Angst schlug um seine Seele die schwarzen Fittige. In wilder Hast durchkreuzte es sein Hirn! Hatte er den Brief nicht in die Brusttasche geschoben, um ihn dem Verkäufer, dem Bankier zu retourniren?

Nun betrat der Advokat athemlos seine Kanzlei. Sein Ablatus hatte mit gewohnter Präzision das Bureau verlassen.

„War Jemand während meiner Abwesenheit in meinem Zimmer?“ fragte Emmering das Hausmädchen.

„Der Schreiber war in seinem Bureau — sonst habe ich Niemanden kommen hören!“

Emmering athmete auf, fürzte dann aber in fieberhafter Hast in sein Gemach, an seinen Schreibtisch. — Was soll ich sagen! Von Abends 8 Uhr an bis zum Morgen-grauen hat der Advokat fast von Sinnen in seinen vier Wänden nach den wenigen und doch so schwerwiegenden Zeilen gesucht! — Gesucht? nein, gestiebert und gebek! — Der Gedanke an eine Schurkerei seines Gehilfen lag ihm fern. — Kein Zweifel mehr — er hatte den Brief verloren — auf dem Wege zwischen seinem und dem Hause des Bankiers mußte er ihn eingebüßt haben. Seine Ehre, seine Existenz — seine ganze Zukunft, was davon noch nicht vernichtet war, lag auf der Straße, preisgegeben dem ersten

eines großen Schiffes auf offener See, in welchem Falle das Unglück nicht so wichtig über einen engen Kreis sich erstreckt.  
Wir denken unsere Ansichten durch obiges ziemlich klar gelegt zu haben — die Rettungsboote dem Schiffe, das Rettungsfloß den Hafen- und Flussschiffen. Und wenn im ersten Falle Rettungsboote komplizierter Konstruktion durch die Ansprüche bedingt werden, in letzterem Falle genügen die einfachsten, lagen wir sogar die primitivsten und billigsten Mittel, die wirklich als Seebühnen und Schiffswand, bezw. Kegel angebracht sein können. Von diesem letzteren Gesichtspunkte ausgehend, wollen wir noch eines vorgekommenen Falles erwähnen, weil derselbe nutzbar zu machen ist, wenn der Wille, oder, was beim Menschen besser ist, der Zwang zur Verbesserung vorhanden ist. Im Anfange der 70er Jahre verbrannte in Folge einer Maschinen-Explosion ein Passagierdampfer auf dem Rio Plata, unfern von Montevideo. Zahlreiche angesehenere Leute waren die Passagiere, denn es war Weihnachtszeit, und zumal die Deutschen wollten zu ihren Verwandten und Freunden nach Buenos-Ayres hinauf. Die Maschine war zerstört. Der Dampfer brannte lichterloh, die Böte waren nicht zu erreichen, bezw. nicht mehr ins Wasser zu bringen. Fast alle Passagiere sprangen über Bord, um den Klammern zu entgehen, bezw. verbrannten oder erstickten in den Radlasten, nur wenige wurden gerettet. Unter diesen wenigen war damals ein Offizier von dem deutschen Kriegsschiff "Vineta", ein vorzüglicher Schwimmer, der drei bis vier Stunden an jenem grauenhaften Weihnachtsabend mit einem kleinen Tische, dessen Platte er durchgestoßen hatte, umher schwamm. Von den anderen aber haben sich 6 oder 7 Mann an einem aus zwei Logen Brettern bestehenden "Bügel-Gesell" gehalten, einem Instrument mit Löchern zum Hineinstecken der Köpfe oder Arme. Durch die Bügelslöcher stecken sie die Köpfe und mit den Armen hielten sie sich von unten bezw. schwammen sie mit. Macht man solche Bretter aus leichtem, gut in Farbe gehaltenen Holz, oder mit einer Einlage von vielleicht 5 Ctm. Korkholz, schneidet man die Kopflöcher, um der Schönheit nicht zu viel Abbruch zu thun, edig oder oval, so würden solche Konstruktionen nach unserer Ansicht die praktischsten, einfachsten und billigsten Rettungs-Verfahren für Flus- und Hafen-Dampfer sein, die leicht als Bordwand anzubringen und zu lösen sind und welche Hunderten von Menschen eine Zeit lang genügende Sicherheit, allerdings ohne Komfort, gewähren würden. Solches Instrument würde man vielleicht Rettungs-Planke nennen, und wäre das Gewicht einer Planke von 5 Meter Länge und 80 Ctm. Höhe bei 6 Ctm. Dicke nicht 30 Kgr., könnte aber mit Bequemlichkeit 10 bis 15 Personen über Wasser halten. Eine eiserne Kegelung von 1 Millim. Stärke wiegt ebenso viel, und ist die Ersparnis an Platz nicht bedeutend, weil solch dünne Blech-Kegelung einer dickeren Holzplatte bedarf.

## Politische Uebersicht.

Ein offizieller Wink mit dem Jaunpfaß! Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat, wie schon so oft, in jüngster Zeit wieder einmal Beweise davon gegeben, daß es mit ihrer vielgerühmten „Arbeiterfreundlichkeit“ und „ernsthaften Sozialreform“ eitel Klunkerei ist. Sie hat die überaus rasche Entschaltung gemacht: daß die Streiks, da sie dauernde Erfolge in wirtschaftlicher Beziehung nicht hätten, dennoch hervorgerufen und ausgebeutet werden sollten, um sozialdemokratische Zwecke zu erreichen, nämlich das von den Sozialdemokraten eingebrachte Arbeiterschutzgesetz. Zugleich wendet das offiziöse Organ sich gegen die das Arbeiterschutzgesetz betreffende Agitation der Arbeiter, insbesondere den fachgewerblichen Verbindungen; es erblickt in dieser Agitation eine „politische Ausschreitung“, denn die Koalitionsfreiheit sei den Arbeitern zur Wahrung ihrer „wirtschaftlichen Interessen“ gegeben worden, ihnen also wieder zu entziehen, wenn sie diese selbst fürderhin noch benötigen, um Politik zu treiben. Gewiß ein recht verständlicher Wink mit dem Jaunpfaß! Und ein recht herzliches Einverständnis mit der früheren Anschauung des Liberalismus, daß der Arbeiter sich nicht mit politischen Fragen zu beschäftigen habe! Natürlich ist die „Nordd. Allg. Ztg.“ nicht im Stande, anzugeben, wo im öffentlichen Leben die Grenze zwischen politischen und wirtschaftlichen Fragen ist. Sie weiß ja auch selbst recht gut, daß die beiden Fragen gar nicht von einander zu trennen sind, ganz besonders nicht, wo es sich ausschließlich um die „Wirtschaftspolitik“ handelt, zu der die Arbeiterschutzgesetzgebung doch in erster Linie gehört. Aber das kümmert die edle Offiziöse nicht; sie stempelt jede die Wirtschaftspolitik betreffende selbständige Agitation der Arbeiter, die ihr nicht in den Kram paßt und ihre Tendenz, den Arbeitern die „Segnungen“ der bürokratischen Vormundschaft zu bringen, widerstreitet, zu einer „politischen Ausschreitung“. Sie weiß das bekannte Sprichwort: „Wenn zwei dasselbe thun, so ist es doch nicht dasselbe“, gar trefflich zu illustrieren. Als z. B. vor einigen Wochen der Bochumer „evangelische Arbeiterverein“ dem Reichstagskanzler eine schmeichelhafte Resolution überbrachte, in welcher er sich — dessen Ansichten abgeprägt — gegen den Maximalarbeitsstag und das Verbot der Sonntagsarbeit erklärte, da machte das der

„Das Alles selbst miterlebt, meinst Du? — Ich war heute Morgen im Hause Wiens, wohin ich per Equipage geholt wurde. Fräulein Agnes fällt von einer Dymnastie in die andere — ihr Papa, Herr Bankier Wiens ist früh von zwei Polizeikommissaren aus dem Bette geholt — auf Grund eines vom Staatsanwalt ausgefertigten Befehls wegen Verdachts der Verschleierung und Beleitung zum Meineid. Der Schreiber Emmering war bei Gelegenheit des von ihm zum festlichen Genuß des ungeachteten Reichthums veranstalteten öffentlichen Erzeßes der Polizei in die Hände gefallen und in seinem Kaufschilde er sich erst verplaudert und dann Alles gestanden.

Der verrätherische Brief ist bei dem Bankier vorgefunden — mein Freund, Landrichter Krusse, dem ich soeben begegnete, hat mich mit den näheren Daten der Sache bekannt gemacht.

„Und die Tochter, der Baron?“

Fräulein Agnes ist außer sich. „Denken Sie sich an, Herr Phylitus!“ — sagte sie zu mir — „der Papa hat mich so lange und alle Welt in dem Glauben an seinen unerschöpflichen Reichthum erhalten. Bevor er heute Morgen weggeführt wurde, sagte er zu meinem — zu dem Baron — Verschleierung Sie die Heirath, Herr Baron — Sie lieben Agnes ja, also brauche ich es Ihnen nicht zu verhehlen, daß mein Haus vor einer finanziellen Katastrophe steht, die durch diesen Zwischenfall wesentlich näher gerückt werden dürfte. Mein Bräutigam — der Baron erlaubte, ich fühlte wie seine Finger in meiner Hand zitterten und nun — nun hat er vor einer Stunde das Haus verlassen und dieses Billet geschendet. Ist es nicht ein Unwürdiger? Und vom Papa ist es auch schändlich gehandelt, daß er uns so lange im Blinden tappen ließ! Er hätte doch wenigstens nicht auch mir Sand in die Augen zu streuen brauchen!“ Soweit Fräulein Agnes, dann fiel sie in eine neue Dymnastie, welchen glücklichen Umstand ich benutzte, mich aus der Nähe dieses Morastes von Eigennutz und Heuchelei zu entfernen. Der kurze Abschiedsbrief des Barons schließt mit den Worten:

„Norddeutschen Allgemeinen“ große Freude; das war keine „politische Ausschreitung“, sondern eine gute, vernünftige und nachahmenswerthe That. Wenn aber Arbeiter gegenseitige Ansichten kund geben, oder gar es wagen, Resolutionen zu Gunsten des von den sozialdemokratischen Abgeordneten eingebrachten Arbeiterschutzgesetzes zu fassen — dann allerdings ist das „politische Ausschreitung“, der ein Ende gemacht werden muß durch „Besetzung der Koalitionsfreiheit“. — Es geht doch nichts über die Konsequenz und Logik eines offiziellen Blattes! Wir sind nun so unbescheiden, diese Taktik im rechten Lichte zu zeigen. Die „Norddeutsche Allgemeine“ läßt sich leiten von denselben Erwägungen, welche in einer vor einigen Jahren von der samosen „Provinzial Korrespondenz“ veröffentlichten „amlichen Denkschrift über den gegenwärtigen Nothstand und die Staatshilfe“ niedergelegt sind. Da heißt es: „Die Anwendung außerordentlicher Maßregeln zu Gunsten der Arbeiter müsse sehr bedenklich und gefährlich erscheinen. Der schon jetzt laut gewordenen Ruf nach Umgestaltung der bestehenden Ordnung würde noch stärker ertönen, je mehr die Regierung unter Aufgabe ihrer Grundsätze in Folge des Druckes von in Volksversammlungen gefassten Resolutionen sich nachgiebig erweise.“ — Ja, ja, da lag schon vor Jahren, so lange es überhaupt eine Arbeiterbewegung in Deutschland giebt, der Haas im Pfeffer, und da liegt er heute noch. Oder ist der Sinn der oben erwähnten Ausführungen der „Norddeutschen Allgemeinen“ ein anderer als der: daß die in Arbeiterversammlungen gefassten, auf wirtschaftlich-soziale Reformen bezüglichen Beschlüsse, keine Berücksichtigung seitens der Regierung zu erwarten haben, daß diese sich nicht nachgiebig erweisen wird? Genau derselbe Sinn ist's, der im vorstehendem Bitat klipp und klar ausgesprochen ist. Die „Norddeutsche Allgemeine“ geht ja eben von der unqualifizierbaren Ansicht aus: nur die Regierung habe die Fähigkeit, in wirtschaftlich-sozialen Reformfragen das Richtige zu treffen; es ihre Ansicht und ihre Absicht sei maßgebend; nur ihr gebühre es überhaupt, sich in diesen Fragen vernehmen zu lassen. Wer an die Richtigkeit dieser Ansicht nicht glaubt und nach Maßgabe seines staatsbürgerlichen Rechtes andere Ansichten kund giebt, der macht sich „politische Ausschreitung“ schuldig. Mit dieser Behauptung trifft die „Norddeutsche Allgemeine“ freilich nur sich selbst, denn sie begeht einen gößlichen Unfug, ein Attentat gegen die gesunde Vernunft indem sie droht: Wenn ihr, Arbeiter, noch länger es waagt, Ansichten zu offenbaren, die der Regierung nicht genehm sind, und für diese Ansichten Propaganda in Versammlungen zu machen, so wird man euch die Koalitionsfreiheit nehmen. Diese Drohung schmeckt sehr nach despotischer Laune, die sich mit dem Begriff eines „konstitutionellen“ Staates aber sehr schlecht verträgt und geradezu eine offensbare Verhöhnung des Rechtes ist. Doch wofür hätte die „Norddeutsche Allgemeine“ ihren offiziellen Charakter, wenn sie sich nicht einmal das erlauben sollte! Mögen sich die Arbeiter und alle wahrhaften Arbeiterfreunde diesen Wink mit dem Jaunpfaß nur merken für kommende Wahlen!

Auf Grund des Sozialisten-Gesetzes verbietet die königliche Regierung zu Merseburg das Flugblatt ohne Datum, Druck der schweizerischen Genossenschaftsbuchdruckerei Hottingen-Bärli, welches mit den Worten beginnt: „Freunde, Bürger und Arbeiter in Stadt und Land“ und auf der zweiten Seite die Worte enthält: „Arbeiter! Bürger! denkt an Frankfurt a. M., wo ein abgekartetes Spiel u.“

Von der Landesversammlung der bairischen Volkspartei haben wir die wesentlichen Beschlüsse bereits mitgeteilt. Nachdem die ersten drei Punkte erledigt waren, wurden der Versammlung folgende Petitionen unterbreitet und von derselben einstimmig angenommen: 1. Es sei an die bayerische Staatsregierung die Bitte zu richten, eine Beschränkung des Zuschlags bei Substationen von Immobilien herbeizuführen; 2. Hohe Kammer wolle beschließen, es sei die lgl. Staatsregierung anzugehen, einen Gesetzentwurf vorzulegen, darunter Aufhebung aller Steuerprivilegien und der Gesetze über Grund, Haus, Kapitalrenten, Einkommen- und Gewerbesteuer unter Freilassung eines nach dem Familienstande steigenden Existenzminimums jedes Einkommen, ohne Rücksicht auf seinen Ursprung, mit einer prozentualen progressiven Steuer zu den Zwecken des Staates anzulegen.“ Der Landtag möge die bayerische Staatsregierung bitten, durch ihre Vertretung im deutschen Bundesrathe energisch dahin zu wirken, daß endlich dem so oft schon seitens der deutschen Volksvertretung gefassten Beschlusse, den Reichstagsabgeordneten Diäten zu gewähren, endlich stattgegeben werde. Außerdem wurde folgende Resolution einstimmig zum Beschluß erhoben: „Die Landesversammlung erblickt in der Ausweisung der Polen aus früher polnischen Landesheilen eine dem Kulturstandpunkte der deutschen Nation widersprechende Maßregel.“ Von Herrn Coora wurde folgender Antrag eingebracht und motiviert, den auch Herr Deigl auf das kräftigste unterstützte und der mit 146 gegen 4 Stimmen zum Beschluß erhoben wurde: „Die Landesversammlung der deutschen Volkspartei in Bayern stellt sich voll und ganz auf den Standpunkt des dem Reichstag zur Berathung unterliegenden Entwurfes eines Gesetzes, betreffend die Abänderung der Titel I, II, VII, IX, X und der

„Und da außerdem meine etwas derangirten Vermögensverhältnisse mich auf eine entsprechende Mitgliedschaft meiner zukünftigen hinweisen, glaube ich als Mann von Ehre Ihnen die Freiheit Ihres Handelns und Ihre Hand zurückgeben zu müssen. Ich bitte, Ihre Domesticum mit der nöthigen Anweisung zur Aushändigung meiner Effekten an Ueberbringer dieses versehen zu wollen und verbleibe, mein geschätztes Fräulein,

Ihr ergebener Diener

Wilhelm Freiherr von Flasingau.“

Augenblicklich befindet sich der Herr Gutsbesitzer im Eisenbahn-Koupee, das den Getäuften seiner alten hinterpommerischen Heimath und neuen Manichäern entgegenfährt!

Hatte ich nun Recht, Bester, als ich sagte: „Gott sei Dank, es ist noch gut abgelassen!“ Ein Leben ohne Ehre, ein Leben an der Seite eines solchen Geschöpfes ist die Hölle. Emmering hat der Hölle auf Erden den Frieden unter der Erde vorgezogen. Emmering hat wohl daran gethan — es hätte schlimmer für ihn werden können!“

## Berliner Theater.

Walhalla Operetten-Theater.

Hg. Am Dienstag Abend fand im Walhalla-Operetten-Theater unter der neuen Direktion Steiner die erste Ausführung der Novität „Die Gloden von Corneville“ statt. Wenn wir nicht irren, wurde die Operette bereits 1878 im Friedrich-Wilhelm-Badischen Theater gegeben und — erlebte nur einige Wiederholungen. Wir können nicht begreifen, wie dies möglich war! Die Musik des Hrn. Blanquette ist anmuthig und melodisch und der Text von frischem Humor durchweht. Die Operette erlebte in Paris über tausend Vorstellungen und wurde auch in Wien ein beliebtes Repertoirestück. Die neue Direktion hat das Werk prächtig ausgestattet und mit

Schlusßbestimmungen der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich, des sogenannten Arbeiterschutzgesetzes, und erwidert die Abgeordneten der deutschen Volkspartei, im Reichstags diesem Gesetzentwurf ihre Stimme zu geben, zugleich auch im Hinblick auf § 154 dieses Gesetzentwurfes die Aufrechthaltung der demokratischen Forderung voller Versammlungs- und Vereinsfreiheit und demgemäß der Aufhebung aller die Versammlungs- und Vereinsfreiheit im Allgemeinen oder einzelne Bevölkerungsklassen beschränkenden Bestimmungen zu betonen.“ Schließlich wurde Bamberg einstimmig als Vorort gewählt. Mit einem Hoch auf die deutsche Demokratie wurde dann die Versammlung geschlossen.

Stettin. Gegen das Vorgehen der Regierung in Sachen der Beseitigung der Dämme, hatte der Stadtbefehl der Sachverständigen beim Bezirksauschuß erhoben. Letzterer hat die Beschwerde verworfen. Das Urtheil lautet folgendermaßen: „Im Namen des Königs! In der Verwaltungsstreitsache der Stadtbefehl Stettin, vertreten durch den Magistrat, Kläger, wider die königliche Polizeidirektion hieselbst, Beklagten, wegen Aufhebung einer polizeilichen Verfügung hat der Bezirksauschuß zu Stettin in seiner öffentlichen Sitzung vom 10. Juni 1888, an welcher Theil genommen haben: 1. Drauner, Verwaltungsrath, gerichtsdirektor, Vorsitzender, 2. v. Podewils, Regierungsrath, 3. Flügge, Rittergutsbesitzer, 4. v. Gorbmann, Kreisdeputirter und Rittergutsbesitzer, für Recht anerkannt: daß Kläger mit seiner Klage vom 30. März 1888 zurückweisen und ihm die Kosten des Verfahrens zur Last zu legen. Werth des Streitgegenstandes 300 M. Von Rechts Wegen. — Die Stadtvertretung will sich nunmehr an das Oberverwaltungsgericht wenden.“

Die 32. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands findet gegenwärtig in Münster statt. Wie alljährlich, so beschäftigen sich die ultramontanen Führer auch diesmal wieder mit Sozialpolitik. Bemerkenswerth ist eine Rede des bekannten Agrarier-Scholarer-Mst über die Mittel, welche gegen die Sozialdemokratie zur Anwendung gebracht werden müssen. Das Hauptmittel zur Beseitigung derselben ist seiner Ansicht nach natürlich die Religion. Aus den Aufregungen des Redners, welche wir nachstehend theilweise wiedergeben, werden unsere Leser sicher das Richtige vom Faltschen zu unterscheiden wissen: „Die Sozialdemokratie — so führte er aus — will alle Arbeitsmittel verwenden im Gemeinut der Gesellschaft und alle Produkte sollen allen Mitgliedern nach gleichem Recht die gleiche Arbeitszeit gehören. Dabei ist kein Eigenthum mehr denkbar. Aber dieses Programm müssen die Sozialdemokraten verwirklichen, denn sonst würden sie von ihren Hinterleuten erklirt werden. Unter dem Materialismus, dem Unglauben und der Gottesleugnung, die jetzt in der Presse, in Vereinen und leider auch auf den Hochschulen gepredigt werden, muß aber die Sozialdemokratie wachsen. Sie muß wachsen aus den Trümmern, welche der Kulturkampf aufgehäuft hat, unter der Pionierarbeit, welche der Staatssozialismus für sie verrichtet. Sie wird auch in die Arme eindringen, wenn sie nicht schon, wie ich nach ihrer Zahl befürchte, in dieselbe eingedrungen ist. Wir unterschätzen, wie Sie sehen, die Gefahr nicht, aber wir wollen sie auch nicht überschätzen. Die Sozialdemokratie kann zerstören, aber nicht überleben. An dem Tage, wo sie aus der Kritik, ihrer stärksten Seite, zur Verwirklichung ihrer Pläne übergeht, wird sie sterblich und die Köpfe werden noch ganz anders rollen, als wie unter Danton, St. Just und Robespierre. Die Katastrophe, welche die Sozialdemokratie herbeiführen kann, wird eine furchtbare sein, und ich kenne nur einen Damm, welcher dieser Brandung Widerstand leistet, nur eine Rettungsarhe, welche auf den blutigen, beschränkten Bogen schwimmen wird, das ist die katholische Kirche. Am gefährlichsten wird die Katastrophe für diejenigen sein, deren Gott der Mammon und der Dünkel der Genuß auf Erden ist. Anders bei uns. Wir haben den Glauben und das Vertrauen auf Gott. Er kann schwerer Straferichte zulassen, aber zu rechter Zeit erhebt sich der Herr und gebietet dem todbenden Meere Ruhe und auf den Ruinen des modernen Heidenthums wird sich, wie einst auf denen des antiken modernen Heidenthums, ein neues Gottesreich aufbauen. „Wenn Alles außer Rand und Band, dann schau auf Gottes starke Hand.“ Darum sind wir auch nicht verzagt und werden immer wieder unsere Pflicht erfüllen, die da lautet: den Einsturz verhindern und wieder aufbauen, soweit es möglich ist. Und daher noch ein paar Worte über das, was zu geschehen hat. Ich anerkenne, daß Kranken und Invaliden-Versicherung und Alters- und Invaliden-Versicherung sehr nützlich sind, und das Centrum hat sich ja um das Zustandekommen der ersten beiden Gesetze sehr lebhaft bemüht. Aber glaubt, daß damit nun die Thätigkeit für die Arbeiter abzuschließen sei, der befindet sich nicht nur in einem starken Irrthum, sondern er beweist auch, daß er von der sozialen Frage nichts versteht. Nach der Seite der Seelenfragen ist noch viel zu thun. Da müssen wir vor Allem sorgen, daß dem Arbeiter der Glaube erhalten wird, und deshalb müssen wir an erster Stelle immer verlangen die Beseitigung des Kulturkampfes, (lebhafter Beifall) wir müssen auch erfinden die Beseitigung jener Gesetze, welche die Freiheit und ihre Segnungen

den besten Kräften beseht, so daß wohl anzunehmen ist, daß sich die „Gloden von Corneville“ noch recht viele Zuschauer zusammenländen werden. — Die Handlung zu erzählen, würde uns zu weit führen, zumal dieselbe schon früher besprochen wurde. Die Musik ist durchweg originell und grazios und erhebt sich an vielen Stellen über die gewöhnliche Operetten-Musik. Die meisten Melodien sind hübsch erfunden und werden gewiß schnell populär werden. Die Besetzung ist — wie wir schon bemerkt — eine ganz vorzügliche, — nur Fel. Reinhardt hat uns als „Germaine“ nicht sonderlich gefallen. Die Stimme der Dame ist — zumal in den oberen Regionen — scharf und unangenehm und die ganze Art zu singen ist unschön. Prächtig war Fr. Zimaier als Haiderose. In dieser Künstlerin pulst eschtes Theaterblut! Eine bessere Soubrrette dürfte wohl schwerlich gefunden werden. Fr. Zimaier singt natürlich, dabei sein pointirt; ihre Lieder fanden den größten Beifall und mußten verschiedene Wiederholungen werden. Ganz reizend, voller Schelmerei und Laune sang sie besonders im ersten Finale das Kouplet mit Chor: „Ist das nicht hübsch, ist das nicht schön, habt Ihr so was je gesehen?“ Sehr komisch war auch die kleine Szene im Gelpenserschloß, wo sie, trotz der größten Angst, wiederholt versicherte: „ich fürchte mich nicht.“ Stürmischer Beifall lohnte diese feine Leistung. Der neu gewonnene Tenor Herr Klein wurde — wie Frau Zimaier — freudlich begrüßt und mußte gleich sein Antrittslied „Fahr hin, Matrose“, da capo singen. Herr Klein besaß viele Beweglichkeit und Humor — und vor allen Dingen eine hübsche ausgiebige Tenorstimme, wie man sie in Operetten-Theatern sehr selten trifft. Herr Reinhardt gab den Marquis und errang sich vielen Beifall. Dr. Womm war als Amtmann ganz trefflich, nur übertrieb er viele Dinge, ganz besonders in der Brieffzene. Ausgegeben in Spiel und Maske war Dr. Lin. — Das Orchester, unter der sicheren Leitung des Hrn. Graub, spielte und begleitete musterhaft; auch der Chor sang recht lobenswerth. Die Direktion hat sich mit dieser Operette recht gut eingeföhrt und wird der Erfolg sicher nicht ausbleiben.



**Verein zur Wahrung der Interessen der Fischer.** Sonntag, den 6. September: Herren-Partie nach den Rüdersdorfer Kallbergen. Sammelpunkt früh 6 1/2 Uhr auf dem Schleifischen Bahnhofe.

**Fischer-Verein.** Sonntag, den 6. d. M.: Männerpartie nach Osdorf. Abfahrt vom Anhalter Bahnhof früh 7 1/2 Uhr. Die vereinigten Berliner Schwimmvereine bereiten zu einem wohlthätigen Zweck — es gilt die Unterstützung einer armen, in großer Noth befindlichen Familie — ein großes humoristisches Kollim-Schwimmfest vor, welches am Sonntag, den 6. September, Nachmittags 4 Uhr, im verdeckten Bassin des Kaiser-Wilhelm-Bades, Lützowstr. 89/90, stattfinden soll. Während des Festes konzertiert eine renommierte Kapelle. Die Vorbereitungen zu dem Feste lassen darauf schließen, daß dasselbe zu einem der glänzendsten seiner Art sich gestalten wird. Bei dem wohlthätigen Zweck, welcher der Veranstaltung zu Grunde liegt, wäre den Schwimmkünstlern ein reger Besuch wohl zu gönnen.

**Vermischtes.**

**Hildesheim.** Die Flucht eines geisteskranken Verbrechers wird von der „Hildesb. Allgem. Btg.“ recht eingehend beschrieben. Diese Schilderung hat insofern ein allgemeines Interesse, als die Frage, ob geisteskrane Verbrecher in Irrenanstalten untergebracht werden sollen, zur Zeit lebhaft erörtert wird. Der Flüchtling heißt Emil Herlitt, lann jetzt etwa 32 Jahre alt sein; er wurde geboren in Angerburg in Ostpreußen und erlernte dort die Kaufmannschaft, wurde aber von seinem Bräutigam wegen verschiedener Veruntreuungen entlassen und zur Bestrafung gezwungen. Er betheiligte sich darauf an raffinirten Diebstählen in Berlin, Leipzig, Hamburg, Bremen, Düsseldorf etc., bei denen es besonders auf Ausraubung von Gold- und Silberläden abgesehen war; auch wurden mit Vorliebe Uhrmachergeschäften Besuche abgestattet. Es war schwer, die Diebe abzufangen, da sie die Polizei durch ihr außerordentlich feines Auftreten täuschten, indem sie in den ersten Hotels logirten und in mancherlei Verkleidungen erschienen. Doch fiel Herlitt in Düsseldorf, von wo er einen einflussreichen vergrabenen Raub abgeholt hatte, durch Verrath in die Hände der Polizei, als er bereits den zur Abfahrt bereitstehenden Eisenbahnzug bestiegen hatte. Er wurde vom Schwurgericht zu 15 Jahren Zuchthaus wegen vielfach ausgeführter schwerer Diebstähle verurtheilt und im Zuchthause zu Celle untergebracht, wo er nahezu 10 Jahre von der Strafe verbüßt hat. Es stellten sich schließlich Befolgungsbedenken ein, in Folge dessen er vor zwei Jahren der hiesigen Heil- und Pflegeanstalt zur Beobachtung übergeben wurde. Man hielt ihn hier für einen Simulanten und sandte ihn in das Zuchthaus zurück, dieses Mal nach Jäneburg. Dort zeigten sich aber bald wieder Spuren von Befolgungswahn, weshalb Herlitt abermals der hiesigen Heil- und Pflegeanstalt zur Aufnahme überwiesen wurde. Hier wurde er den Beamten zur Plage, indem er gegen diese die schlimmsten Absichten hegte und aussprach und auch fortwährend auf seine Flucht bedacht war. Von seinen verschiedenen Fluchtversuchen gelang ihm einer im vorigen Jahre während des Volksfestes, nachdem er den Strohsack des bei ihm in der Zelle schlafenden Wärters mittels einer scharf geschliffenen Westenschnalle aufgetrennt und daraus die dort stets aufbewahrten Schlüssel entnommen hatte; doch wurde er in Hannover wieder aufgegriffen. Solcher Raffinirtheit gegenüber mußten die außerordentlichsten Sicherheitsmaßregeln ergriffen werden; deshalb wurde Herlitt stets allein in einer zu ebener Erde belegenen Zelle aufbewahrt und vor dem Zusammentreffen mit anderen Geisteskranken sorgfältig behütet. Jedoch halfen alle Vorkehrungen nichts; denn stets machte er neue Versuche zur Flucht und wußte selbst mit den Zinken eines Frischlamms ein Loch in die am Fußboden seiner Zelle befindlichen Lambris zu wühlen; doch wurde dies noch rechtzeitig bemerkt. Herlitt erlangt nun einen anderen Plan. Vor seiner Zelle befanden sich an dem in's Freie führenden Fenster fünf Eisenstangen, welche durch Ringe mit einer Querstange verbunden waren. Vor diesen Eisenstangen war zu aller Sicherheit noch ein engmaschiges starkes Drahtgitter angebracht. Es gelang Herlitt in der Nacht zum letzten Donnerstag auf bis jetzt nicht aufgeklärte Weise, einen der Ringe zu durchschneiden, eine Eisenstange loszubringen, mit dieser das Drahtgitter zu zertrümmern und so, nur mit einem Hemd bekleidet, da ihm regelmäßig Abends die Kleidungsstücke fortgenommen wurden, ins Freie zu gelangen. Er erkletterte sodann das Dach des Hauses, stieg in ein kleines Dachfensterchen und gelangte

auf den Boden, wo, wie er von einem früheren Fluchtversuche her wußte, Kleidungsstücke aufbewahrt wurden, von denen er sich zwei vollständige Anzüge aneignete. Er ging dann den Weg wieder zurück, überkletterte die hohe Mauer und gelangte so auf den Wall ins Freie. Sein Weg scheint direkt zum Bahnhof gegangen zu sein, wo er sich nach dem Abgange des nächsten Zuges in der Richtung nach Vehrte erkundigt hat. Es wird angenommen, daß Herlitt sich nach Berlin begeben hat, wozu er vielleicht durch Verkauf des einen Anzuges die Mittel erhalten hat.

**Ueber den Orkan am 2. Juni d. J. im Golf von Aden** heißt die „Wes. Btg.“ aus dem meteorologischen Journal des deutschen Dampfers „Donar“ folgendes mit: Am 31. Mai und 1. Juni wurde im Rothen Meer ein auffälliges unruhiges Verhalten der Fische und Vögel beobachtet. Das Barometer behielt jedoch seinen gewöhnlichen hohen Stand mit den üblichen täglichen Schwankungen bei, und auch sonst deutete nichts auf schweres Wetter hin. Am 8 Uhr Nachmittags den 1. Juni war unser Schiffsort 12,7° N. Br. und 45,9° D. Lg. In der Nacht vom 1. zum 2. Juni jedoch belam die Luft ein drohendes schwarzes Aussehen, wie man es in jenen Gegenden nicht gewohnt ist, und um den Mond zeigte sich außerdem ein großer Hof. Wind und See waren zur Zeit östlich und mäßig. Von 4 bis 8 Uhr Vormittags den 2. Juni stellte sich eine sehr schnell zunehmende hohe östliche Dünung ein, in der das Schiff schwer stampfte, so daß zuweilen der ganze Kopf des Schiffes unter Wasser kam und wir bald mit halber Kraft fahren mußten. Der Wind war leicht und sehr veränderlich. Von 8—12 Uhr Vorm. nahm die Dünung dermaßen zu, daß die Seen über die Back hinweg das Deck entlang rollten. Der Wind blieb noch leicht und ging von OSE über O. nach NO. N. und NW., um wieder auf NO. zurückzuholen, in welcher Richtung er zunächst verblieb. Um 12 Uhr 30 Minuten Nachm. den 2. Juni, in ungefähr 12,9° N. Br. und 48,1° D. L., setzte, nachdem vorher schon einige Regentropfen gefallen waren, plötzlich unter starkem Regen, Blitzen und Donnern ein steifer, zunehmender Wind aus NO. ein, so daß wir Mühe hatten, die noch ausgepannten Sonnensegel zu bergen. Den ganzen Nachmittag hielt sich der Wind aus NO., begleitet von unaufhörlichem Donnern und Blitzen, fallendem Barometer und zunehmender, hoper, wilder See aus derselben Richtung. Um 6 Uhr Nachmittags, in etwa 12,9° N. Br. und 48,6° D. L., als der Luftdruck bis auf 746 mm (reduzirt) abgenommen hatte, wehte es entseztlich. Das vom Orkan emporgewehtete Wasser verdunkelte die Luft dermaßen, daß ein Ausguck völlig zwecklos war und Luft und See eine ineinanderlaufende graue Masse bildeten, dichter als der dichteste Nebel. Von 8—10 Uhr Nachmittags wehte der Orkan am stärksten. Der Wind holte für kurze Zeit von NO auf N., ging bis 10 Uhr Nachmittags auf NW zurück und dann langsam weiter bis OSE, ohne an Stärke zu verlieren. Bis gegen 12 Uhr Mittags veränderte sich die Richtung des Windes nach ESE, wobei die Stärke desselben allmählich geringer wurde. Während der ganzen Zeit lief eine fürchterliche wilde See, die von allen Seiten über das Schiff hereinbrach und es überfluthete bis Grelle Blitze erleuchteten die Luft, doch war kein Donner zu hören, weil das Gebrüll des Orkans alles Andere überdünnte. Es war ein Wetter, als wenn Himmel und Erde vergehen wollten. Nachdem etwa gegen 10 Uhr Nachmittags das Centrum des Orkans passirt war — der niedrigste beobachtete Luftdruck von 740,2 mm ereignete sich um 9 Uhr Nachmittags — nahmen Wind und See bald darauf allmählich ab, so daß wir um 12 Uhr Nachmittags im Stände waren, die Besatzung, welche die fürchterliche See angerichtet hatte, zu überleben und die erlittenen Schäden wieder auszubessern. Hierzu bemerkt die „Wes. Btg.“: „Aus diesem ersten verlässlichen Bericht über diesen Orkan, welcher sicher auch das deutsche Kriegsschiff „Augusta“ erreicht hat, ergibt sich die ganze Gewalt und Zerstörungskraft desselben. Die „Augusta“, welche Zeitungsberichten zufolge Perim in der Nacht vom 1. auf den 2. Juni, also etwa 24 Stunden nach dem „Donar“ passirt haben soll, wird, da sie dem tiefbeladenen Frachtdampfer an Schnelligkeit doch gewiß bedeutend überlegen war, den Orkan wahrscheinlich in der Nacht vom 2. auf den 3. Juni, in einer vielleicht hundertundsünfzig Seemeilen östlich von Perim gelegenen Position angetroffen haben. Wäre das Kriegsschiff in demselben entmastet und zugleich des Gebrauches seiner Maschine verberbt worden, so würde man nach dem Orkan zweifellos verbrannt haben, nach Aden als nächstgelegenen Hafen zurückzufahren. Da dieses nicht geschehen ist, läßt allein die Annahme noch Hoffnung auf Erhaltung des Schiffes zu, daß „Augusta“

Maschine in dem Orkan zwar unbrauchbar geworden, die Segelfähigkeit aber unbeschädigt geblieben sei, und daß der Kommandant im Vertrauen auf letztere den Versuch unternommen hat, die Reise unter Segel zu vollenden. Ist dieses geschehen, so würde die Reisedauer zwar auch schon eine ungewöhnlich lange sein. Erwägt man aber, daß nach dem Journal des „Donar“ auf den Orkan längere Zeit anhaltend schwache Ostwinde folgten, bei denen es einem Segelschiffe schwer geworden sein wird, nur den Golf von Aden zu verlassen, und daß später auch die Ueberbreitung des zwischen den beiden Bafatgebieten liegenden Stillengürtels längere Zeit erfordert haben wird, so scheint zum Aufgeben aller Hoffnung noch gar kein Grund vorhanden zu sein.“

**Vergleichung der Sonnenwärme mit derjenigen geschmolzenen Stahls.** Bro. Langley in New-York hat durch ein sehr sorgfältiges Verfahren die Hitze, welche geschmolzenem Bestemmerstahl ausstrahlt, mit der Hitze, die wir von der Sonne empfangen, verglichen. Bestemmerstahl, so genannt nach dem Erfinder, wird in einem riesigen, bismförmigen, innen mit feuerfester Masse ausgekleideten, um zwei horizontale Zapfen drehbaren Eisengefäße hergestellt, in welchem durch geschmolzenes Eisen von unten her ein starker Luftstrom gepreßt wird. Langley hat dabei gefunden, daß die Hitze für jede Flächen-einheit bei der Sonne mindestens 78 Mal größer ist, als bei diesem Stahl in flüssigem Zustande. Da nun der Bestemmerstahl bei ca. 1600 Grad schmilzt, so läme man auf eine Sonnen-temperatur von mindestens 125 000 Grad. Doch ist das Ergebnis keineswegs als endgiltig anzusehen, denn man muß bei einer solchen Umrechnung Voraussetzungen machen, deren Richtigkeit sich nicht beweisen läßt, und außerdem haben andere Forscher auf anderen Wegen ganz abweichende Zahlen für die Sonnentemperatur erhalten. Nebenbei ergaben Langley's Versuche übrigens, daß die Leuchtstärke der Sonne diejenige des geschmolzenen Bestemmerstahls mindestens 5000 Mal übertrifft.

**Die Mormonen in London.** Bereits seit mehreren Wochen halten die Mormonen in der Clifton-Halle, im Ostende Londons, Meetings, und in neuerer Zeit hat ihre Propaganda selbst eine thätigere Form angenommen, indem sie Meetings im Freien veranstalten und bei der Gelegenheit Schriften verteilen, die ihren Zwecken dienen. Dies Verhalten hat in gewissen Kreisen große Entrüstung hervorgerufen, und bei mehreren Gelegenheiten wurde mit den Mormonen ziemlich rauh verfahren. Vor einigen Tagen hatten sie in der Clifton-Halle ein Spezial-Meeting angekündigt, zu dem ein lärmender Pöbel sich Eingang verschaffte, um einen gehörigen Kravall in Szene zu setzen. Die Plattform wurde gestürmt, und die Vorgänge leitenden 6 oder 7 Mormonen Aeltesten wurden aus dem Gebäude getrieben. Raun draußen, stürmte der Pöbel ihnen nach und bewarf sie mit Steinen. Ihre Kleidung wurde fast in Fetzen gerissen. So ging die Hezjagd bis Steyne-green, wo die Verfolgten sich in einem Hause versteckten, bis sie in zwei herbeigeschickten Droßkeln ihren Peinignern entgingen.

**Von Gismassen erdrückt.** Aus San Francisco eingetroffene Nachrichten besagen, daß die amerikanische Post „Napoleon“ im nördlichen Polarmeer von ungeheuren Gismassen erdrückt worden ist. Von der Mannschaft kamen 22 Personen ums Leben, der übrige Theil wurde von dem Schöner „James A. Garfield“ gerettet.

**Amerikanisches.** Unter dem Namen „New-York Society Fertilizer Co.“ hat sich in der Stadt New-York eine Gesellschaft zu dem Zwecke gebildet, für Fortschaffung von Straßenfecht und Küchenabfällen zu sorgen. Das Aktienkapital beträgt 1 500 000 Dollars (6 Millionen M.). Die Gesellschaft will in der Nähe der Stadt einen riesigen Ofen erbauen, in welchem alle Abfälle verbrannt werden sollen. Die Asche gibt einen vorzüglichen Dünger.

**Kleine Mittheilungen.**

**Danzig, 1. September.** (Zu den Ausweisungen.) In Kreise Strassburg (Westpreußen) hat der Landrath eine Verfügung erlassen, nach welcher es gestattet ist, Arbeiter aus Russisch-Polen zu landwirthschaftlichen Arbeiten anzunehmen, jedoch nur unter der Bedingung, daß dieselben nicht ständig im Kreise Strassburg wohnen und daß der Bestzer, welcher sie beschäftigt, die Garantie für ihre Rückkehr nach Russisch-Polen übernimmt.

**Aus Wien, 1. September,** wird der „Wes. Btg.“ gemeldet: Im Dorfwirthshause zu Glembozo (Galizien) wurden sieben Juden ermordet. Die Gendarmen verfolgten die Thäter, von denen vier eingebracht wurden.

Der Arbeitsnachweis für die Metallarbeiter Deutschlands befindet sich dort nach wie vor zu jeder Tageszeit.

Einem geehrten Publikum empfehle mein

**Weiß- & Bairisch-Bier-Lokal.**

Achtungsvoll

Fritz Sodtke, Ritterstraße 123.

Reichhaltiger kalter und warmer Frühstücks-, Mittags- und Abendessen mit Bier à Rouvert 50 Pf.

**August Herold**

Berlin SO., 112 Skalitzerstrasse 112.

**Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren-Magazin**

Eigene Fabrik. Solide Preise. Prompte Bedienung.

**Produktiv- u. Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin** (Eingetragene Genossenschaft)

No. 30 ZIMMER-STRASSE No. 30

empfiehlt ihr Lager fertiger Herren-Garderobe, sowie ihr reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe, ebenfalls Futter, Borte und Knöpfe. Herren-Garderoben jeder Art werden nach Maß angefertigt. Reelle Arbeit. Dauerhafte Stoffe. Feste Preise.

Bitte genau auf Strasse und Nummer zu achten.

Der Vorstand und Verwaltungsrath.

**Cigarren- u. Tabak-Handlung en gros. Fritz Goercki en détail**

Berlin SO., Admiralstraße 40 (frühere „Linde.“)

Import echter Havanna, Lager aller Sorten Rauch- und Schnupftabake. Reich assortirtes Lager echt türkischer, russischer und amerikanischer Cigarretten und Tabake. (Echt Nordhäuser Rautabak.)

**Theater.**

- Opernhaus.**  
Heute: Der Wildschütz, oder: Die Stimme der Natur.
- Schauspielhaus.**  
Heute: Der Kaufmann von Venedig.
- Deutsches Theater.**  
Heute: Die Welt, in der man sich langweilt.
- Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.**  
Heute: Der Großmogul.
- Residenz-Theater.**  
Heute: Theodora.
- Dallner-Theater.**  
Heute: Papageno.
- Belle-Alliance-Theater.**  
Heute: Mädchen-Illusionen.
- Balhalla-Operetten-Theater.**  
Heute: Die Glocken von Corneville.
- Central-Theater.**  
Alte Jakobstraße 30. Direktion: Adolph Ernst.  
Heute: Zum 34. Male: Die wilde Rabe. Gesangsposse in 4 Akten von W. Mannstädt, Musik von G. Steffens.
- Louisenstädtisches Theater.**  
Direktion: Jos. Firmans.  
Heute: Martha.
- Ostend-Theater.**  
Heute: Rabale und Liebe.

Unterzeichnete nimmt hierdurch den gegen H. B., Schneider, Blumenstraße 29, gebrauchten Ausdruck: „Ist in meinen Augen ein Schurke“, zurück. [2060] Frau L u v.

Alle Freunde und Kollegen, welche noch im Besitz von Sammellisten für die streifenden Maurer sind, ersuchen wir dringend, uns dieselben — gleichviel, ob Beträge darauf verzeichnet sind oder nicht — behufs Abrechnung recht bald zusenden zu wollen. [2043] Die Streik-Kommission der Maurer Berlins, Lotzringstr. 37 im „Deutschen Kaiser“.

Korbmachergef. auf Baige verl. S ch u l z, Pringenzstr. 46. [2031]